Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1.05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1.20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1.45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

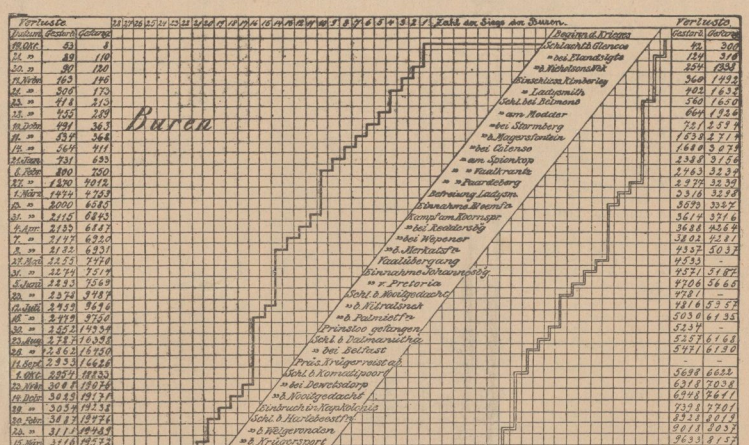
Nr. 88. | Nebra, Sonnabend, 2. November 1901. | 14. Jahrgang.

Die Deutschen und die Boeren.

In den letzten Tagen hat man erfahren, daß die lebhafte Anteilnahme mit dem Geschick der Boeren bis in die kaiserliche Familie reicht, daß auch dort von den Tagesneuigkeiten am meisten die Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatze interessieren. Es wird noch ein kleines Begebnis aus den ersten Zeiten des Krieges berichtet, das die Mitteilung des Kaisers, seine Frau könne die Meldungen über die Siege der Boeren kaum erwarten, nur bestätigt. Es war nach Cronjes Gefangennahme. Lord Roberts drang unaufhaltsam vor, und die Sache der Boeren schien verloren. Um diese Zeit sollte eine Kolonne freiwilliger Krankenpfleger Berlin verlassen und sich nach dem Kriegsschauplatz begeben. Vor ihrer Abreise wurden die Krankenpfleger im Schlosse der Kaiserin vorgestellt. Während der Unterhaltung mit den Samaritern berührte die hohe Frau auch die Kriegslage. „Die armen Boeren," sagte die Kaiserin; „es ist ihnen in der letzten Zeit recht schlecht ergangen. Aber vorhin sind Depeschen eingetroffen, danach scheint ihre Lage sich wieder etwas besser zu gestalten." — In der That brachten die Blätter Telegramme, die einige von den Boeren errungene Vorteile meldeten. Die mit dem Roten Kreuz geschmückten Männer aber wußten, als sie das Königsschloß verließen, welcher der beiden kämpfenden Parteien die Sympathien der deutschen Kaiserin galten. Die amtlichen politischen Kreise haben im Gegensatz dazu stets Sorge getragen, daß man ihre Sympathien eher auf englischer Seite [illegible] Man schreibt: „Die Chamberlainsche Rede hierin erfreulicherweise eine gewisse Wendung hervorgerufen zu haben. Ein Berliner Blatt brachte die auffallende Mitteilung, daß man von einer Vorstellung in London abgesehen habe, weil Lord Salisbury es bei früheren Gelegenheiten abgelehnt habe, für außerparlamentarische Minister-Reden einzutreten, diese danach also den Wert von Privatmeinungen hätten. Leider wird nicht verraten, bei welcher Gelegenheit diese Antwort erfolgt ist; vielleicht als Herr Chamberlain nach dem Besuch unseres Kaisers von einem „Bündnis der germanischen Nationen" gesprochen hatte? Die obige Mitteilung gewinnt an Bedeutung dadurch, daß die aus ihr sprechende Verstimmung auch sonst in Blättern zum Ausdruck kommt, die mit der Leitung unserer auswärtigen Politik in Fühlung stehen. So bringt die amtliche ‚Karlsruher Ztg.', die bisher in der Beurteilung des südafrikanischen Krieges im allgemeinen den kühlen Standpunkt der Reichspolitik vertreten hat, an leitender Stelle folgende Auslassung:

„Daß Chamberlain den unseligen Krieg bis zur Verblutung fortführen will, kann nicht überraschen, und man wird zugeben müssen, daß die Ehre der englischen Armee in Südafrika zu stark engagiert ist, als daß sich die gegenwärtige englische Regierung zum Aufgeben der Offensive entschließen könnte. Unbegreiflich aber bleibt, wie Chamberlain glaubt es verantworten zu können, die Kämpfe von 1870 und die deutsche Notwehr gegen Frankreich mit Thaten in Parallele zu setzen, die — durchaus glaubwürdigen Berichten zufolge — von englischen Soldaten in Südafrika gegen wehrlose Weiber und Kinder, und nicht etwa nur vereinzelt, verübt worden sind. Es ist wiederholt von dem verantwortlichen Leiter der der deutschen Reichsangelegenheiten unter Zustimmung seitens des Reichstags dargelegt worden, welche Gründe uns, trotz des lebhaftesten Mitgefühls mit dem Schicksal des kleinen Boerenvolkes, zwingend veranlassen, die dem Deutschen Reiche, insbesondere auf dem Wege über Paris, zugemutete Vermittlerrolle abzulehnen; wir haben peinliche Neutralität gewahrt. Auf welcher Seite in diesem Kriege die Sympathien des deutschen Volkes, trotz aller berechtigten Staatsraison, sich befinden und wo sie sich nicht befinden, dürfte in England doch wohl nicht ganz unbekannt sein. Wenn Herr Chamberlain glaubt, durch eine Verzerrung der Ereignisse während des deutsch-französischen Krieges und auf Kosten der Menschlichkeit und Manneszucht deutscher Krieger eine Irreführung der englischen öffentlichen Meinung herbeiführen zu sollen, so ist das seine und des englischen Volkes Sache. Nur wird man sich jenseits des Kanals nicht wundern dürfen, wenn das Echo, das Herrn Chamberlains Anschuldigungen in der deutschen Presse aller Parteien erwecken werden, den Engländern nicht allzu angenehm in die Ohren klingen wird!

Die „Berliner Neuest. Nachr.', die sich ja auch über die Stimmungen im Berliner Auswärtigen Amte zu unterrichten pflegen, bemerken: „Chamberlain sucht vielleicht durch Brüskierung Deutschlands Ausweg aus südafrikanischer Klemme. Deutschland wird ihm diesen Gefallen nicht thun, aber England wird sich eines Tages über das Defizit in seinem deutschen Guthaben nicht wundern dürfen."



Die Verluste der Boeren im südafrikanischen Kriege.

(Hierzu obenstehende Tabelle.)

Die amtliche englische Statistik hat unumwunden zugestanden, daß die Gesamtzahl der englischen Verluste bis zum 30. September d. 75 562 Mann betrug, von denen vor dem Feind insgesamt 4757 ihr Leben ließen, während 13 138 an ihren Wunden oder an Krankheiten starben. Gefangen wurden insgesamt 9939 Mann und 47 628 Invaliden in die Heimat zurückgeschickt. Demgegenüber haben die Boeren, soweit sich dies auf Grund eines zwischen den Schätzungen auf Boerenseite und den englischen Berichten angestellten Vergleiche feststellen läßt, an Toten vor dem Feinde nur etwas über 3800 Mann verloren. Zu bemerken ist zu dieser Zahl, daß in dieselbe diejenigen nicht mit aufgenommen sind, welche an Krankheiten gestorben sind. Der Prozentsatz dieser Kranken betrug für die Zeit, aus der noch amtliche Boerenberichte vorlagen, 30 Prozent der Gefallenen. Da mit der Einnahme von Bloemfontein alle irgendwie unsicheren Elemente, namentlich die schwächlichen Leute, die Boerenfahnen verließen, ist kaum anzunehmen, daß der Prozentsatz sich erhöht haben sollte, und zwar um so weniger, als die Bildung größerer Kontingente, in denen ansteckende Krankheiten sich leichter entwickeln können, von jenem Zeitpunkt ab vermieden wurde. Wir würden also einen Höchstabgang von 4500 bis 4600 Mann an Toten haben. In Gefangenschaft befanden sich am 30. September 23 025 Mann. Die Zahl der Surrenders in den Flüchtlingslagern betrug 107 016, davon waren 16 951 Männer, 37 694 Frauen und 52 371 Kinder. Rechnen wir von den Männern noch etwa die Hälfte für dienstfähig, so erhalten wir unter Einrechnung der etwa 4000 Mann, die auf portugiesisches Gebiet übergegangen sind, eine Gesamtschwächung der Boerenarmee um rund 40 000 Mann. Da die Armee der Boeren zur Zeit ihrer größten Stärke 54 800 Mann zählte, könnte sie demnach jetzt immer noch etwa 14 000 Mann betragen, eine Zahl, die auch den Thatsachen zu entsprechen scheint. Die Afrikander aus der Kapkolonie, welche jetzt die Reihen der Boeren verstärken, sind hierbei garnicht berücksichtigt. Während demgemäß die Engländer an Toten 5 Prozent, an Gefangenen 2,8 Prozent, an Invaliden rund 14 Prozent, an Verwundeten rund 6 Prozent verloren, also eine Gesamtschwächung der Armee von weit über den vierten Teil hatten, verloren die Boeren an Toten 8 Prozent, an Gefangenen fast 50 Prozent, insgesamt also 77 Prozent.

In den Prozentsätzen erscheinen die Verluste der Boeren höher als die der Engländer. Man bedenke aber, daß die englische Armee rund 350 000 Mann, die der Boeren aber nur 54 800 Mann zählte. Jeder Verlust muß für die Boeren also fast den siebenfachen Wert der englischen Verluste haben. Wenn wir uns an diesen Gesichtspunkt halten, gewinnt sofort die Sachlage ein anderes Aussehen. Außerdem geben uns die Verlustzahlen beider Teile für das letzte Jahr schon die Gewißheit, daß es für die Boeren nicht schlecht steht, denn seit dem 31. Dezember verloren sie nur etwa 800 Tote und 3800 Gefangene, während die Engländer an Toten allein über 10 000 und an Gefangenen auch noch über 2000 verloren, also eine Einbuße erlitten, die fast dreimal so groß war als die der Boeren.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Kaiser ist Dienstag abend wieder auf der Wildparkstation eingetroffen und begab sich von da nach dem Neuen Palais.

* Eine Unmenge unbeglaubigter und schwer kontrollierbarer Gerüchte über die innere Politik bilden jetzt die Tageskost der Presse. Daß Graf Bülow in Bälde durch einen anderen Staatsmann ersetzt werden würde, knüpft an die Reise des ersteren nach Liebenwalde an. Es braucht kaum versichert zu werden, daß nicht das geringste Anzeichen für die Amtsmüdigkeit des Reichskanzlers vorliegt. Wie von glaubwürdiger Seite versichert wird, sieht Graf Bülow die innere Lage keineswegs als derart unsicher an, wie sie von verschiedenen Seiten dargestellt wird. Er wolle ernstlich eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Schutzzölle, ebenso aber auch eine Erneuerung der Handelsverträge und hege die Zuversicht, beides zusammen erreichen zu können. Allerdings strebe er „bessere" Handelsverträge an, als die gegenwärtig geltenden, und eine einfache Erneuerung dieser liege nicht in seinen Absichten. Ob indes Graf Bülow an dem Entschlusse, die direkte Erneuerung der bisherigen Handelsverträge abzulehnen, auch dann festhalten wird, wenn der Zolltarif im Reichstage, wie so vielfach und nicht ohne Grund angenommen wird, nicht zu stande kommt, erscheint doch sehr zweifelhaft.

* Der „Polit. Korr." wird gegenüber der Behauptung, die russische Regierung sei nunmehr geneigt, der Angliederung Kretas an Griechenland zuzustimmen, aus Petersburg von zuständiger Seite mitgeteilt, diese Frage befinde sich gegenwärtig überhaupt nicht auf dem Tapet, es handele sich vielmehr jetzt nur um Regelung von Einzelheiten in der selbständigen Verwaltung der Insel.

* Eine Erhöhung der Matrikularbeiträge soll möglichst vermieden werden. Zwischen dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes und den beteiligten Ressortchefs findet in den nächsten Tagen eine Konferenz statt, in der darüber beraten werden soll, wie das ermöglicht werden könne. Auf allen Gebieten soll denkbar viel gespart werden.

* Die Zahl der Mitglieder des Kolonialrats ist auf 40 erhöht worden.

* Die Verlegung des 3. Seebataillons nach Danzig wird von den Reichsmarinebehörden erwogen.

Oesterreich-Ungarn.

* Kaiser Franz Joseph empfing in Budapest am Dienstag vormittag den Großfürsten Michael Nikolajewitsch in längerer Privataudienz. Später gab der Großfürst bei dem Erzherzog Joseph, dem Ministerpräsidenten v. Szell und dem Korpskommandanten Fürsten Lobkowitz seine Karte ab. Der „Pester Lloyd" feiert den Besuch des Großfürsten als einen neuen Beweis der guten Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn.

Frankreich.

* Die französische Republik hat seit einem Jahrzehnt darauf verzichtet, die Nationalschuld zu vergrößern. Die wechselnden Finanzminister haben das Glück gehabt, mit andauernden Ueberschüssen zu wirtschaften, und dieser Umstand hat bisher gestattet, daß Frankreich Anleihen nicht zu machen brauchte und seine Ersparnisse dem verbündeten Rußland zur Verfügung stellen durfte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0001

Jetzt aber meldet sich das Gespenst eines großen Defizits. Zwar hat das Land eine bedeutende Forderung an China, und diese — das heißt, die in 40 Jahresraten zurückzuerstattenden Auslagen für Aufwendungen — nach freiem Belieben früher hereinzubringen, ist der Zweck der Finanzoperation, der der Ministerrat auf Antrag des Finanzministers zugestimmt hat. Es sollen in etwa vierzehn Tagen 265 Millionen neuer Rententeile ausgegeben werden, da seitens des Parlaments keine Opposition zu erwarten ist. 190 Mill. fließen in den Staatsschatz und 75 dienen zur Tilgung von Ansprüchen in China geschädigter Gesellschaften.

*In Algerien beabsichtigt der neue Generalgouverneur Revoil das Kolonialsystem Indo-Chinas einzuführen und Algerien durch einen gewählten und in Algier tagenden Kolonialrat verwalten zu lassen. Die Präfekten würden durch Vizegouverneure ersetzt, im allgemeinen aber ihren bisherigen Wirkungskreis behalten. Durch die neue Organisation würden die Generalräte und die erst vor kurzem geschaffenen Finanz-Delegationen aufgehoben und durch den Kolonialrat ersetzt werden. Algerien würde demnach nur Gemeinderäte, die Handelskammern, die Senatoren und Abgeordneten und den neuen Kolonialrat wählen.

England.

*Daß König Eduard an Kehlkopfkrebs leidet, wird in einer Londoner Depesche des „Lokalanz.“ als eine erfundene Sensationsnachricht der Zeitung „Reynolds Newspaper“ bezeichnet. Der König sei frischer denn je, seine Stimme klangvoll. König Eduard fuhr übrigens am Montag nach Windsor, wobei er öffentlich empfangen wurde und Ansprachen hielt. Der König hielt am Dienstag eine Investitur im St. James' Palast ab. Von einer notwendigen Tracheotomie (Kehlkopfschnitt) könne daher keine Rede sein.

*Der jüngste Ministerrat in London über die Maßregeln zur raschen Beendigung des südafrikanischen Krieges scheint nicht viel Greifbares ergeben zu haben. Soweit bekannt geworden ist, wurde nach zweieinhalbstündiger Beratung beschlossen, den Krieg durch keine anderen Mittel als die völlige Unterjochung der Boeren zum Abschluß zu bringen und Kitchener alles zu bewilligen, was er zur energischen Fortsetzung des Krieges für notwendig erachte. Das klingt ja sehr tratzvoll, allein was kann Kitchener anderes gebrauchen, als tüchtige und waffenkundige Heeresverstärkungen? Die sind aber, soweit man urteilen kann, nicht mehr in dem erforderlichen Maße vorhanden. Oder wird ihm etwa die Erlassung neuer, noch schärferer Proklamationen erlaubt werden? Daß er damit nichts erreicht, wird er wohl nachgerade schon erkannt haben.

Amerika.

* Die [illegible] Präsidentenmörders wurde am Montag früh vollzogen. 24 Zeugen wohnten der Hinrichtung bei. Zwei elektrische Schläge wurden angewandt, doch hatte schon der erste den sofortigen Tod des Verbrechers zur Folge. Geistliche waren nicht zugegen. Ein kleiner Volkshaufen hatte sich vor dem Gefängnis angesammelt. Kurz bevor der Strom geschlossen wurde, sagte Czolgosz: „Ich habe den Präsidenten erschossen, weil ich glaubte, damit dem guten Arbeitervolk zu nützen. Ich bedaure meine That nicht.“

Afrika.

* Ein Telegramm Kitcheners aus Pretoria besagt: Eine von Osten her auf dem Marsch nach Zeerust befindliche englische Kolonne wurde am Donnerstag in der Nähe des Großen Marico-Flusses von den Kommandos Delareys und Kemps angegriffen, welche mit einem heftigen Vorstoß durch den dicken Busch hindurchbrachen, nach heißem Kampfe aber zurückgeworfen wurden. Die Boeren hatten 40 Tote, darunter den Kommandanten Onisterhuysen, die Engländer 2 Offiziere, 26 Mann tot, fünf Offiziere und 50 Mann verwundet.

* Aus Kapstadt kommt die geradezu zum Lachen reizende Mitteilung, alle Boerentrupps im Norden und Nordosten der Kapkolonie sind den englischen Abteilungen „mit Erfolg ausgewichen.“ Das könnte den Engländern wohl passen, daß sich die Handvoll Boeren zur offenen Feldschlacht den englischen Kanonen gegenüberstellen!

* Die auf die Suche nach den beiden, von Kabylen geraubten spanischen Kinder entsandten Boten des Sultans von Marokko sollen die Gefangenen lebend angetroffen haben; es sollen nunmehr unverweilt 3000 Mann Sultanstruppen zu deren Befreiung ausgeschickt werden.

Asien.

* Viel Respekt scheint den Chinesen durch die Expedition der Großmächte nicht beigebracht worden zu sein. Chinesische Zollbeamte haben abermals deutsche Waren, welche nach Kalgan und Tientsin bestimmt waren, mit Beschlag belegt. Man erwartet allerdings, daß die Regelung dieser Angelegenheit in den nächsten Tagen erfolgen wird.

Von Nah und Fern.

Ein Transport von zwei Millionen Thalern ist dieser Tage bei der Reichsbank eingetroffen. Es handelte sich um von der Reichsbankneben stelle in Köslin i. P. eingezogene Stücke, die am dortigen Bahnhof in drei Geschoßwagen verladen worden waren und unter Begleitung mehrerer Bankbeamten die Reise nach der Reichshauptstadt zurücklegten. Der wertvolle Transport hatte ein Gewicht von 240 Zentnern, das Geld selbst war in 2000 Beuteln verteilt.

Infolge einer Blutvergiftung, die er sich bei einer Operation zugezogen hatte, starb am Montag der Vorsteher und Direktor der chirurgischen Abteilung des städtischen Krankenhauses in Stettin, Professor Schuchardt.

Einen gefährlichen Ritt mußte dieser Tage Oberleutnant d'Arrest vom Grenadier-Regiment Prinz Karl von Preußen in Frankfurt a. O. machen. Er ritt die Stute des Majors Fleck, die als Durchgängerin berüchtigt ist, und wollte vormittags nach Rosengarten reiten. Hierbei ging ihm die Stute durch und raste mit ihrem Reiter durch das Dorf direkt auf das Geleise der Bahn Berlin— Frankfurt a. O. los. Beide Schranken waren geschlossen, und der Kurierzug Berlin—Breslau war in der Ansahrt begriffen. Die Stute übersprang die erste Schranke, rannte über das Geleise, scheute vor der zweiten Schranke, brach aus und stürzte in ein Loch, gerade als der Zug herangebraust kam. Oberleutnant d'Arrest hatte die Geistesgegenwart, das Pferd niederzuhalten. Das Tier wurde doch noch vom Zuge erfaßt und erlitt schwere innere Verletzungen, während der Reiter mit einer Sehnenzerreißung am Knöchel davonkam.

Zwei Eisenbahnattentate werden vom Montag gemeldet. Auf den Schnellzug Frankfurt—Paris wurde zwischen Maiweiler und Falkenberg (Lothringen) geschossen; das Geschoß ging durch das Fenster eines Abteils 2. Klasse; Personen wurden nicht verletzt. — Auf den Schnellzug Ostende—Basel wurde in der Nähe von Metz mit Steinen geworfen, verletzt wurde niemand. In beiden Fällen ist der Thäter bisher noch nicht ermittelt worden.

Ein blutiger Kampf zwischen Förstern und Wildbieben hat in der Nacht zum Sonntag wiederum in der Nähe von Lehnin, wo erst vor einigen Monaten der Förster Giese von dem Wildbieb Wegener erschossen wurde, stattgefunden. Der Bauerngutsbesitzer Robert Brüggemann aus Krohne und sein bei ihm dienender Bruder Otto Brüggemann waren mit einem dritten Wilderer auf die Fasanenjagd nach der Fasanerie des Rittergutsbesitzers von Rochow zu Reckahn gegangen und hatten bereits zwölf Fasanen geschossen, als sie von den Förstern Ulbricht und Hörtzel überrascht wurden. Auf den Zuruf, die Gewehre zu strecken, entfloh einer der Wilderer ins Dickicht, während die Gebrüder Brüggemann ihre Gewehre anlegten, um auf die Förster zu schießen. Diese kamen ihnen aber zuvor. Durch ihre Schüsse wurden die beiden Wilderer schwer verwundet.

Ein grauenvoller Anblick bot sich den Spaziergängern im Niederpostwitzer Gehölz bei Dresden dar. Ein Stück vom Wege stand ein anscheinend verlassener Kinderwagen. Als ein Passant näher trat, sah er unmittelbar vor dem Wagen eine junge Frau tot in ihrem Blute liegen. Ein Blick in den Wagen ließ erkennen, daß auch das darin gebettete dreijährige Kind gewaltsam getötet war. Beiden war die Kehle mit einem Rasiermesser durchschnitten. Wie festgestellt wurde, hat die Frau selbst die furchtbare That vollbracht. Ihr Mann, ein Eisenbahnarbeiter, war vor zwei Jahren vom Zuge überfahren und arbeitsunfähig geworden. Seit dieser Zeit zeigte die Unglückliche Spuren von Schwermut und äußerte wiederholt, so noch kurz vor der That, „sie habe es satt“. Vor Verübung des Doppelmordes besuchte sie noch die Gräber ihrer Eltern und eines früher verstorbenen Kindes.

Mord und Selbstmordversuch. In Hamburg erschoß der Seemann Schröder seine von ihm getrennt lebende Ehefrau in deren Wohnung. Bei seiner Verhaftung schoß er sich in den Mund und verletzte sich schwer.

Ein Brunnenunglück, ähnlich dem kürzlich in Grimma in Sachsen geschehenen, nur daß es diesmal thatsächlich an Menschenleben gefordert, hat sich dieser Tage in Poldahnen (Ostpreußen) zugetragen. Der Brunnenmacher Ogreeh baute dort bei dem Besitzer Lalla einen Brunnen. Nachdem eine Lehmschicht von etwa 25 Fuß Stärke durchbrochen war, kam man auf Sand. O., der es gegen den Rat seiner Arbeiter unterlassen hatte, diese lockere Erde sofort zu steifen, wurde von den einstürzenden Erdmassen verschüttet. Sein Leichnam wurde erst nach drei Tagen geborgen. Man fand ihn stehend unter einer acht Fuß starken Erdschicht.

Die Pest in England. Wie amtlich bekannt gegeben wird, war bei zwei Personen, die Anfang dieses Monats in Liverpool angeblich an Influenza gestorben sind, Pest die Todesursache; weitere drei Personen, die zu derselben Zeit erkrankt seien und bei denen die Art der Erkrankung noch nicht festgestellt sei, würden im Krankenhause streng abgesondert gehalten und viele, die mit ihnen in Berührung gekommen seien, würden scharf überwacht.

Diebstahl in Monte Carlo. Von einer erfolgreichen Beraubung des Kasinos in großem Maßstabe, bei der die Beute 1 600 000 Mk. betragen soll, wird in Monte Carlo viel gesprochen. Der Diebstahl wurde im Einverständnis zwischen Krupiers und Setzkästen verübt: ein Dutzend derselben sind schnell entlassen worden. Wie die That vollbracht wurde, ist nicht bekannt. Es ist Brauch, daß Geld an jedem Tisch jeden Abend in Gegenwart aller Croupiers zählen. Dann wird es in eisernen Kasten gepackt, der versiegelt und zu den Kassierern der Bank hinaufgetragen wird.

In San Remo ist ein englischer Hofkurier angekommen, um für König Eduard eine Wohnung zu mieten. Der König soll Ende Januar eintreffen und Februar und halben März bleiben. Wahrscheinlich wird Villa Zirio, wo Kaiser Friedrich im Winter 1888 wohnte, gemietet.

Jung gefreit, —. In Alatri in Italien verheiratete sich dieser Tage der Notar und Stadtrat Angelo Antonio Alviti, nach nur kurzem Witwenstand, im Alter von 100 Jahren mit einer — 26 jährigen Dame namens Pasque Pulcini. Die Mutter des glücklichen „jungen“ Ehemannes ist weit über hundert Jahre alt geworden und fertigte im Alter von 105 Jahren mit eigenen Händen seidene Unterkleider an, die sie dem Papst Pius schenkte.

Der seltene Fall, daß Ausländische zum Schadensersatz an ihre Arbeitgeber verurteilt werden, hat sich in Charleroi ereignet. Dort verurteilte das Schiedsgericht die Arbeiter der Glashütten von Bennert und Bivort zu einer Kollektivzahlung von 10 000 Frank wegen grundloser Niederlegung der Arbeit. Die Arbeiter erklärten sich mit dem schiedsgerichtlichen Spruch einverstanden.

Ueber den Riesendiebstahl im Postamt zu Chicago liegen jetzt nähere Nachrichten vor. Danach wurden in der Nacht zum Sonntag Marken im Werte von mehr als 300 000 Mk. von geschickten Einbrechern gestohlen. Das Postamt ist ein vorläufiger Holzbau. Die Räuber erhielten durch Aufbrechen einer kleinen Thür in einem Breitterzaun, der die Fundamente umgibt, Zutritt. Ein dreihundert Fuß langer Tunnel zieht sich von einem Ende des Gebäudes zum andern. Die Räuber folgten diesem Tunnel bis zum Ende, durchbrachen dann zwei Fuß Ziegelmauer bis zum Hauptflur und kamen gerade unterhalb des festen Stahlgewölbes, in dem die Marken aufbewahrt werden, hinaus. Die Einbrecher bohrten siebenundneunzig Löcher, entfernten eine Stahlplatte und erhielten so Zutritt. Die Arbeit muß mehrere Tage erfordert haben. Wunderbar bleibt es, wie sie der Entdeckung entgingen, denn viele Arbeiter bewegen sich in der Nähe, und mehrere Polizisten machen innerhalb und außerhalb des Gebäudes die Runde. Als der Kassierer am Montag früh das Gewölbe betrat, fand er den Inhalt in großer Unordnung. Die gestohlenen Briefmarken füllten mehrere Kästen und die Einbrecher haben dieselben augenscheinlich auf einer Wagen getragen, mit dem sie dann abfuhren. Denn Räderspuren waren deutlich zu sehen. Die Bemühungen, die Räuber zu entdecken, waren bisher erfolglos. Das Markengewölbe war nur sechs Fuß von dem Geldschrank des Kassierers, der 120 000 Dollar in Gold enthielt, entfernt. Man glaubt, daß die Räuber in der Dunkelheit beides verwechselt haben. Alle Kriminalbeamten von Chicago arbeiten an der Aufklärung des Falles. Mehrere Postbeamte werden bewacht.

Die Panamerikanische Ausstellung in Buffalo wird am Samstag dieser Woche geschlossen werden. Sie endet, wie man bereits voraussah, mit einem finanziellen Mißerfolg. Der Verlust wird jetzt auf 16 000 000 Mk. geschätzt. Die Aktionäre verlieren alles, bis zu 10 000 000 Mk. Die Erbauer, die 4 000 000 Mark verlieren, werden die Direktoren und Aktionäre verklagen.

Zusammenstöße zwischen Negern und Weißen sind in den Südstaaten der Union nichts Seltenes. Der Gouverneur von Louisiana erhielt am Montag aus dem Washington-Bezirk die Meldung, daß zwischen Weißen und Schwarzen in Ballstown ein großer Streit zum Ausbruch gekommen sei; 30 Personen seien getötet. Der Gouverneur hatte bereits Vorbereitungen zur Entsendung von Truppen treffen lassen, als die Nachricht einging, daß wieder Ruhe herrsche; die Truppen werden jedoch noch in Bereitschaft gehalten. Die Unruhen waren durch den Streit zwischen einem weißen Polizeibeamten und einem Neger über die polizeiliche [illegible] Ermittlungsstand hervorgerufen worden.

Gerichtshalle.

Elberfeld. Eine empfindliche Strafe verhängte die hiesige Strafkammer dieser Tage über den Geflügelhändler und Hausierer Müller aus Solingen, der Hühner verkauft hatte, die schon am folgenden Tage erkrankten und einige Tage später an Hühnercholera starben. Zudem steckten sie bei den Käufern eine größere Anzahl anderer Hühner an und vernichteten auch sie. Einem der Käufer gingen allein 106 Hühner ein. Müller wandte ein, daß er nicht gewußt habe, daß die von ihm verkauften Hühner krank gewesen seien. Der als Sachverständiger vernommene Kreistierarzt war jedoch der Ansicht, daß Müller die Krankheit hätte erkennen können. Allerdings kommt es vor, daß sich die Krankheit mehrere Tage hinziehe, ehe der Tod eintrete. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft ließ infolge dieses Gutachtens die Anklage wegen Betruges fallen und beantragte nur wegen fahrlässiger Uebertretung des Viehseuchengesetzes auf Strafe zu erkennen. Das Gericht nahm aber Betrug und ein Vergehen gegen das Viehseuchengesetz als vorliegend an und erkannte gegen Müller auf zwei Monat Gefängnis und 200 Mk. Geldstrafe.

Rendsburg. Einen interessanten Prozeß haben die Volksschullehrer Rendsburgs gegen die Stadt-

---

Die verlorene Tochter.

16) Roman von E. Wild.

(Fortsetzung.)

Doch sah Frieda auch ein, daß, wenn sie Walter aufrecht erhalten wollte im Kampf durchs Leben, sie ihm zur Seite stehen mußte nicht bloß als Freundin und Beraterin, sondern auch als Gehärtin, als Gattin — nur im innigsten Verbande mit ihm war es ihr möglich, ihn vor bösen Berührungen zu schützen. Sie hatte die unklare Empfindung, daß Beerbroucks Einfluß kein günstiger für Walter gewesen — je eher er dieses Haus verließ, desto besser mochte es für ihn sein.

Um van Beerbrouck ganz zu durchblicken, besaß Frieda zu wenig Weltkenntnis, aber so manches gefiel ihr an dem Mann nicht. Wäre sie seiner Tochter nicht so zugethan gewesen, längst schon würde sie ihre Stellung aufgegeben haben. Nie hatte sie das Gefühl überwunden, daß in van Beerbroucks Hause noch ein großes Unheil sie ereilen würde, und das hatte ihr die Annehmlichkeiten, die sie sonst in demselben genoß, verbittert.

„Gut, Walter,“ sagte sie entschlossen, „ich will deine Frau werden. Dein erstes Bestreben muß jedoch sein, von hier fortzukommen. Was deine Verbindlichkeiten betrifft, so werden sie sich regeln lassen. Nimm aber nichts mehr von Herrn van Beerbrouck an. Du kommst dadurch nur immer tiefer in seine Schuld hinein und versperrst dir jeden Ausweg auf Rettung. Vielleicht auch läßt sich deine Tante herbei, deine Angelegenheiten zu ordnen — es ist wohl ein schwerer Schritt für dich, aber jedenfalls ist es besser, du nimmst von ihr eine Wohlthat an, als von Herrn van Beerbrouck. Hast du dich denn übrigens noch nie gefragt, welches Interesse er daran haben kann, dir ein Entgegenkommen zu beweisen, das sonst gar nicht in seiner Art liegt?“

Walter verneinte gebrückt; in seinem Leichtsinn hatte er sich jedes Nachdenken über solche Dinge erspart.

„Es ist am besten, wir verlassen Hamburg und wenden uns nach Berlin,“ fuhr Frieda fort; „in Berlin wird es dir am ehesten gelingen, eine deinen Fähigkeiten angemessene Stellung zu erringen. Ich habe einige kleine Ersparnisse, die werden uns schon über die erste Zeit hinweghelfen. Sei guten Mutes, Walter, dein Talent wird sich Bahn brechen und dann ist für uns alles gewonnen.“

Friedas zuversichtliche Art und Weise hob des jungen Mannes stark gesunkenes Selbstvertrauen; er wagte es wieder auf sein Talent Hoffnungen zu setzen, die längst erloschene Lust zu ernster Arbeit ward neuerdings in ihm rege, neue Pläne keimten in ihm auf und über diese vergaß er fast, in welch' prekärer Lage er sich eigentlich noch befand.

Das Liebespaar saß noch lange beisammen, beraten, zuweilen sich ein zärtliches Wort, einen innigen Händedruck gestattend. Sie waren so vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie eine Nebenthür sich öffnete und van Beerbroucks rotes Gesicht vorsichtig hereinsah. Der Ausbruch einer schrecklichen Wut malte sich in seinen derben Zügen; im ersten Augenblick wollte er losbrechen, aber er besann sich noch rechtzeitig. Die Thür ganz leise zuziehend, daß nur eine kleine Spalte offen blieb, lauschte er.

Sie sprachen nicht laut genug, daß er alles verstehen konnte, aber was er sah und hörte, genügte ihm vollauf. Als die Liebenden nach einem zärtlichen Abschied voneinander gingen, hob er hinter ihnen drohend die geballte Faust.

„Das sollt ihr mir beide büßen, furchtbar büßen,“ murmelte er.

Sein schönes, holdes Kind wurde also von diesem Thunichtgut, diesem elenden Schlucker verschmäht, oder was noch ärger war, hintergangen. Wer weiß, mit welch' schönen Worten er sich bei Selma eingeschmeichelt hatte, während er im geheimen mit der Gesellschafterin liebelte. Diese heuchlerische Schlange hatte ihn ja eigentlich ins Haus gebracht, unter dem Vorwande, er sei ein Vetter von ihr. Wie schlau die beiden doch ihr Spiel abgekartet hatten! Aber noch waren sie rechtzeitig entlarvt worden!

Er stöhnte auf wie ein zu Tode getroffenes Tier, als er daran dachte, daß der Herzenswunsch seiner Selma unerfüllt bleiben sollte. Nun, da er sich mit dem Gedanken abgefunden, sie einem fremden Mann zu gönnen, da er darauf verzichtet hatte, bei seinem Kinde stets der erste zu bleiben — war dieses Opfer, das er sich so schwer abgerungen, eigentlich überflüssig geworden.

„Sie ist so fein, so zart, sie wird daran zu Grunde gehen,“ klagte der zärtliche Vater, „und ich stehe machtlos diesem Verhängnis gegenüber — mit all meinem Gelde kann ich nicht einmal das Glück meines Kindes sichern — ich kann den elenden Wicht höchstens verderben und ihr dadurch nur noch herberen Schmerz bereiten. Doch halt! Vielleicht, wenn er Frieda nicht mehr sieht — er ist ein leicht lenkbarer Mensch — er ist mir verpflichtet, ich habe dadurch eine gewisse Macht über ihn — noch ist nicht alles verloren — aber dieses Mädchen muß fort, fort aus meinem Hause!“

Als Frieda am nächsten Morgen erwachte, ward ihr die Botschaft zu teil, sich sofort zu Herrn van Beerbrouck zu verfügen.

Ahnungslos betrat sie das Arbeitszimmer des Hausherrn. Er war sehr ruhig, sehr kühl, aber in seinen Augen lag ein Ausdruck, der sie erschreckte.

„Mein Fräulein,“ begann er, „Sie müssen jetzt, zu dieser Stunde mein Haus verlassen. Es sind mir Dinge von Ihnen zu Ohren gekommen, daß ich Sie nicht länger in der Nähe meiner Tochter dulden kann.“

Frieda richtete sich stolz empor.

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt,“ entgegnete sie, fest seinem drohenden Blick begegnend.

„Nicht? Nun, ich weiß genug,“ er lächelte höhnisch. „Sie mögen wohl Ihre geheimen Pläne gehabt haben, als Sie hierher kamen. Die werden sich nie erfüllen. Doch wozu der vielen Worte? Ihre Dienste sind hier überflüssig geworden und ich entlasse Sie.“

„Herr van Beerbrouck, das ist ein seltsames Vorgehen — Sie tasten durch solche Worte meine Ehre an.“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0002

verwaltung angestrengt. Der vor einiger Zeit verstorbene Rentier Silsack hat der Stadt ein größeres Kapital zur Aufbesserung der Lehrergehälter vermacht, und der Magistrat hat das Legat auch angenommen. Als aber nun die städtischen Lehrer um Erhöhung der Alterszulagen aus dem Silsackschen Legat vorstellig wurden, lehnte die Schuldeputation die Eingabe rundweg ab. Auf den Ausgang des darauf eingeleiteten Prozesses ist man in Lehrerkreisen und darüber hinaus sehr gespannt.

Medizinische Wochenplauderei.

Etwas ganz Neues bereitet sich auf dem Gebiet der Therapie vor, ein ganz neuer Gedankengang dricht sich in der Behandlung infektiöser Krankheiten Bahn. Professor Loeffler in Greifswald hat, ausgehend von der Thatsache, daß die Malaria nicht nur die Menschen schädigt, sondern auch bisweilen auf bestimmte Krankheiten günstig einwirkt, den Gedanken gefaßt, den Krebs durch die Malaria zu bekämpfen. An sich erscheint das Verfahren nicht allein gewagt, sondern auch gefährlich, wenn man bedenkt, daß man einem bereits schwerleidenden Menschen noch eine neue nicht ungefährliche Erkrankung künstlich beibringt, allein Professor Loeffler gibt an, daß die zu therapeutischen Zwecken hervorgerufene Malariaerkrankung mit Hilfe des zur rechten Zeit gegebenen Chinins aufgehoben werden kann. Die künstliche Malaria wird durch Einspritzen von Blut malariakranker Menschen unter die Haut oder in die Blutbahn erzeugt und kann so nach Ansicht genannten Forschers als Heilmittel benutzt werden, da man jederzeit in der Lage ist, sie durch Chinin wieder zu beseitigen. Unter diesen Vorbedingungen hat Prof. Loeffler es denn auch gewagt, Krebskranken die Malaria einzuimpfen. Warum er gerade die Malaria hierzu benutzt, hat darin seinen Grund, daß von einem Auftreten des Krebses in den Tropen, dem Hauptgebiet der Malaria, fast garnichts bekannt ist, und weil gerade aus den Statistiken zu ersehen ist, daß die Fälle von Krebserkrankungen bei den Negern am seltensten sind.

Aehnliche Versuche mit Einimpfung anderer infektiöser Krankheiten sind bereits gemacht worden, jedoch ohne Erfolg, so wird von einem Arzte berichtet, daß er Krebs durch Einimpfung von Tuberkelbacillen habe heilen wollen, allein die Anwendung dieser Mittel ist sehr gefährlich, da man nicht im stande ist, wie bei der Malaria, die künstlich erzeugte Krankheitsform wieder zu beseitigen. Der experimentellen Prüfung obigen Verfahrens wird man sich nicht verschließen können, da Krebskranke, die nicht rechtzeitig zur Operation kommen, unfehlbar dem Tode verfallen sind und daher die Möglichkeit zur Heilung nicht ohne weiteres zu unterlassen ist, zumal die künstliche Malaria nach Angabe Prof. Loefflers durch Chinin wieder beseitigt werden kann. Ueberall in der Natur der Kampf ums Dasein, nicht einmal der Bacillus gönnt dem andern das Leben!

Ein merkwürdiger Fall von einem Fremdkörper in der Lunge wird von einem 14 jährigen Mädchen aus Spanien berichtet. Die Patientin hatte die Angewohnheit, öfters Nadeln zwischen den Zähnen festzuhalten; während sie eines Tages mit einer Nadel im Munde sang und plötzlich einen tiefen Atemzug machen mußte, wurde dieselbe in den Kehlkopf und von hier durch die Luftröhre in die Lunge geschleudert. Mit Hilfe der Röntgenstrahlen wurde der Sitz der Nadel festgestellt, und zwar saß sie an der Grenze zwischen Ober- und Unterlappen der linken Lunge. Im Laufe der Zeit trat wiederholt Bluthusten auf, trotzdem wurde die Vornahme einer Operation von den Angehörigen verweigert. Glücklicherweise half die Natur sich selbst, indem bei dem letzten heftigen Hustenanfall die stark gerostete Nadel ausgehustet wurde. Letztere hatte drei Jahre in der Lunge gesessen, ohne sie krankhaft anzugreifen.

Von dem Kampf ums Dasein selbst unter den kleinsten Lebewesen, den sog. Mikroorganismen, zu denen auch die Bacillen gehören, scheint man in der Medizin schon öfters Gebrauch gemacht zu haben, und besonders hat man die Sproßzellen der Hefe herangezogen, den Kampf mit anderen Bakterienarten siegreich zu bestehen. So hat man bei Furunkulose durch innerlichen Gebrauch von Bierhefe diese schmerzhafte Krankheit beseitigt, und so haben neuerdings spanische Aerzte mit der Bierhefe auch Versuche bei andern infektiösen Krankheiten angestellt, die gute Erfolge gezeitigt haben sollen. Ihre Versuche haben bei Pocken, Scharlach, Masern, Wundrose Anwendung gefunden, wobei sich herausgestellt hat, daß die Bierhefe ohne nennenswerte Störungen vertragen wurde, und daß der Verlauf der Krankheiten ein rascher und sehr leichter gewesen ist. In einem Scharlachfalle, der einen zwanzigjährigen Mann betraf, soll der Prozeß so schnell abgelaufen sein, daß der Patient bereits nach 8 Tagen aufstehen konnte und dauernd gesund blieb. Wie leicht erscheint es doch, Krankheiten zu heilen, besonders wenn die betreffenden Krankheitsformen selbst sehr leicht auftreten. Vielleicht braucht man in solchen Fällen nicht einmal Bierhefe!

Dr. Julius Wolff

Die Geschwindigkeit von Stürmen

wird von Dr. Köppen in dem neuesten Heft der „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen" erörtert. Es war kürzlich davon die Rede, daß die stärksten an der Nordseeküste beobachteten Winde eine Geschwindigkeit von 15—17 Meter in der Sekunde haben sollten. Nach den Beobachtungen, die an der deutschen Seewarte in Hamburg ständig gemacht werden, sind diese Werte unrichtig. Seit das Beobachtungsnetz der Seewarte besteht, also seit dem Jahre 1876, traten die stärksten Stürme am 11. Dezember 1891 und am 12. Februar 1894 ein, abgesehen von örtlichen Gewitterstürmen, die wahrscheinlich auf kleinen Strecken, nach den angerichteten Zerstörungen zu urteilen, ebenso stark oder noch stärker waren, aber nicht gemessen wurden. Am erstgenannten Tage stieg die Windgeschwindigkeit in Borkum, Wilhelmshaven und Hamburg im Durchschnitt einer ganzen Stunde auf 25 bis 26 Meter in der Sekunde und in einzelnen Windstößen in Hamburg sogar bis auf 29 und darüber hinaus, der Schätzung nach bis auf 30 bis 32 Meter. Der Sturm am 12. Februar 1894 erreichte sogar eine stündliche Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 bis 28 Meter und in den Stößen wahrscheinlich noch über 32 Meter pro Sekunde. Aus England liegen Windmessungen vor mehr als 30 Jahren vor, die, als größte Geschwindigkeit, auf den Durchschnitt einer Stunde berechnet, in zehn Fällen 27, in zehn weiteren Fällen 28—31 und in je einem Fall 34—35 Meter pro Sekunde ergeben haben. In tropischen Orkanen sind noch größere Werte mit Sicherheit festgestellt worden, so in Aden am 3. Juni 1885 fast eine Stunde lang 36 Meter, auf der Insel Mauritius Ende April 1892 in einzelnen Böen 40 Meter, auf der Insel Manila im Oktober 1882 eine Viertelstunde lang ebenfalls 40 Meter pro Sekunde oder noch mehr. Von den Wirkungen solcher Stürme läßt sich sagen, daß bei der Ueberschreitung von 30 Meter die Windgeschwindigkeit sehr beträchtliche Schäden an Gebäuden und Bäumen verursacht. Die von der Meteorologie benutzten Windmesser sind im stande, Stürme von 40 Meter pro Sekunde noch zuverlässig aufzuzeichnen.

Die Bedeutung der Zahnpflege.

Trotz sorgfältiger Pflege kommt es vor, daß die Zähne doch erkranken, anderseits gibt es Leute, die verhältnismäßig wenig kranke Zähne haben, obgleich sie nie eine Zahnbürste gebrauchen. Diese beiden Thatsachen nebeneinandergestellt, beweisen scheinbar die Nutzlosigkeit der Zahnpflege. Indes ist etwas anderes dabei zu berücksichtigen. Wer trotz sorgfältiger Pflege hohle Zähne bekommt, würde ganz bestimmt viel schlimmer daran sein, wenn er die Pflege vernachlässigte, denn die Zähne sind eben nicht alle gleich. Die weißen, bläulichen und grauen Zähne zerfallen leicht, werden sie garnicht gepflegt, so sind mit dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre die meisten derselben zu Ruinen geworden. Mit Hilfe sorgfamer Pflege sind sie hingegen mit nur geringen Verlusten bis ins Alter brauchbar zu erhalten, denn ein Gebiß kann noch sehr gut und brauchbar sein, wenn auch in sachverständiger Weise einige Zähne davon geopfert sind. Was die gelblichen, festen Zähne betrifft, so scheinen sie unverwüstlich zu sein und doch unterliegen sie auch oft der Zerstörung. Freilich halten sich solche Gebisse von selbst so gut, wie man weichere Zähne nur bei sorgsamer Pflege erhalten kann. Werden aber feste Zähne auch sauber gehalten, so werden nur ausnahmsweise Defekte daran entstehen. Ein wichtiger Einwand gegen das Bürsten der Zähne ist der, daß das Zahnfleisch leicht blute. Wenn man die Zähne täglich wenigstens einmal gehörig bürstet, so blutet es nie, unterläßt man diese Prozedur mehrere Tage, so ist das Zahnfleisch infolge des am Rande desselben angesammelten gärenden Belags bereits locker genug, daß es nun bei Berührung mit der Bürste blutet. Weiter macht man gegen das Bürsten der Zähne geltend, es ginge der Schmelz dadurch verloren. Dies ist ganz falsch. Der Schmelz kann wohl mit der Zeit etwas dünner geschliffen werden, aber ein Menschenalter reicht nicht hin, bei täglich zweimal wiederholtem Bürsten der Zähne den Schmelz völlig abzubürsten. Wo sich eine Abnützung des Schmelzes zeigt, liegen ganz andere Ursachen zu Grunde. Bisweilen kommt es vor, daß Furchen an den Zähnen entstehen, doch diese keilförmigen Defekte entstehen nicht durch Abnützung des Schmelzes, sondern bei Zements, einer weicheren Substanz, die den Wurzelteil des Zahnes gerade so überzieht, wie der Schmelz den Kronenteil. Der Wurzelteil steckt in der Jugend im Kiefer, im Alter aber schrumpft der Knochen ein und das Zahnfleisch zieht sich zurück. Meist ist schon vom dreißigsten Jahre an ein geringes Zurückweichen des Zahnfleisches zu bemerken und in diesen Fällen können durch vieles Bürsten in querer Richtung Rinnen in den Zähnen entstehen. Man sollte daher nicht nur in querer, sondern vorzugsweise in der Richtung bürsten, wie die Zähne gewachsen sind.

Unzufriedene Frauen.

Eine Mitarbeiterin des „Cosmopolitan", Mrs. Ella Wheeler Wilcox, die sich besonders mit Fragen, die die Frauen angehen, beschäftigt, erhält von schönen, mit ihrem Schicksal unzufriedenen Amerikanerinnen täglich Hunderte von Briefen. Diese unglücklichen Opfer einer krankhaften Zivilisation, die sich nicht erklären können, warum alle anscheinenden Garantien eines vollkommenen Glückes ihnen nur grausame Enttäuschungen bringen, wenden sich an sie als eine Kennerin der weiblichen Psychologie um Rat, den sie übrigens — nicht befolgen. „Wenn Sie sich nicht mit einer oberflächlichen Prüfung begnügen," schreibt Mrs. Wheeler Wilcox, „könnten Sie leicht an den fünf Fingern einer Hand alle mit ihrem Geschick wirklich zufriedenen Frauen, die Sie im Laufe Ihres Lebens gekannt haben, aufzählen. Meiner Meinung nach sind die fleißigsten Frauen die glücklichsten. Selbstverständlich lasse ich die Arbeiterinnen außer acht, die zur Gewinnung des täglichen Brotes eine über ihre Kräfte gehende Handarbeit täglich von neuem beginnen müssen. Ich will nur von den Gattinnen und Müttern sprechen, deren Geistes- und Körperkräfte von morgens bis abends ganz den inneren Sorgen der Wirtschaft gewidmet sind, oder von den Frauen, die nur auf sich selbst zählen müssen, um ihren Weg durch die Welt zu machen, und deren Intelligenz durch das Ausüben eines freien Berufs, der ihnen keinen Augenblick Zeit läßt, in Anspruch genommen ist . . . . In einer eleganten Gesellschaft wird man von dem tiefen und schmerzlichen Gegensatz, der zwischen dem Anschein und der Wirklichkeit besteht, betroffen sein. Unter den mit Schmucksachen besetzten Taillen klopfen von Qualen zerzehrte Herzen, unter den Blumenbergen auf der Krempe eines modernen Hutes glänzen unruhige Augen, deren Blicke etwas Unerklärliches zu suchen scheinen, nämlich das im Traum gesehene und doch unmöglich zu verwirklichende Glück. Fast alle Briefe, welche Mrs. Wheeler Wilcox erhält, gleichen einander. Frauen, die schön, jung und reich sind, tadellose Männer und kluge Kinder haben und deren Gesundheit nichts zu wünschen übrig läßt, fühlen sich um so unglücklicher, je weniger sie einen Grund dazu haben. „Ich schleppe die Last meiner Tage und fühle mich erst im Augenblick des Einschlafens befriedigt. Könnten Sie mir eine Zerstreuung, ein zu erreichendes Ziel, kurz ein Mittel bezeichnen, das meinem Leben etwas Interesse verleiht?" — „Ich habe," schreibt eine andere, „eine luxuriöse und angenehme Wohnung, hübsche Kinder und einen sehr guten Gatten, aber schließlich ermüden Mann und Frauen einander, wenn sie zu lange zusammen sind. Ein eintöniges Leben ist mir unerträglich, ich brauche Abwechselung und Zerstreuung. Mein einziges Vergnügen besteht darin, zu reisen und neue Bilder, neue Gesichter und neue Länder zu sehen." Aber die Reisen sind nur eine angenehme Zerstreuung für Leute, deren Gleichgewicht nicht gestört ist, und sie fügen sonst zu der inneren Unruhe noch die Ueberreizung hinzu. Noch bemitleidenswerter als der Mann einer Frau, die von der Manie fürs Reisen befessen ist, ist der Gatte einer von der Sucht nach ungeheurem Reichtum besallenen Frau. Warum erlaubt eine Frau, die ein behagliches Daheim, einen guten Mann und hübsche Kinder hat, dem schlechten Geist der Unruhe, sich an ihrem Herd festzusetzen. Weil sie, antwortet Mrs. Wheeler Wilcox, ganz einfach das Bedürfnis hat, die Welt durch den Glanz ihrer Toiletten zu blenden, eine Villa in Newport zu besitzen, um dort ihre Freunde zu empfangen, und ein geschichtliches Schloß in Europa zu kaufen, wie es in der Welt Mode ist, wo man nach Milliarden zählt. Wie viele Männer sind durch die unruhige und gräßliche Laune einer vielgeliebten Frau auf den Weg nach Wallstreet zur Börse mit dem festen Entschluß, zu siegen oder zu sterben, gedrängt worden? Und wenn dann der Ehrgeiz einer solchen Frau zum finanziellen Unglück einer Familie führt, zeigen sich bei der müßigen Frau oft noch gefährlichere Folgen für den häuslichen Frieden. „Ich werde gern bewundert und gesucht," schreibt eine Familienmutter. „Ich bin meinem Manne treu, aber unsere gegenseitige Liebe ist seit langem eine abgemachte Sache, und ich brauche die Erregung, die mir die Schmeicheleien der Männer verschaffen. Das allein würzt die monotane Gewöhnlichkeit des Lebens." Ein unverheirateter Mann, der gerade deshalb die Frauen sehr gut kannte, sagte zu Mrs. Wheeler Wilcox: „Die müßige Frau, die sich langweilt und die einen allzu vertrauensseligen Mann hat, ist die Art Wild, die am häufigsten auf der Tafel des Don Juan von Profession eingeschrieben ist." Die Mitarbeiterin des „Cosmopolitan" zeigt zwar den Ursprung des Uebels, aber das Heilmittel, das sie anrät, ist nicht immer leicht durchzuführen. Das wirksamste Mittel, das eine Frau anwenden könnte, um sich den Gefahren der Langeweile zu entziehen, sagt sie, ist, sich ihrem Ehemann, ihren Kindern, ihrer Umgebung nützlich zu machen.

Buntes Allerlei.

Eine sonderbare Berechnung stellt der „Deutsche Sport" auf: Wer am letzten Sonntag in Dresden 10 Mk. einsetzte und jedes Pennen gewonnen, dabei aber immer den ganzen Gewinn neu eingesetzt hätte, würde mehr als 5000 Milliarden, d. h. tausendmal mehr als die Kriegsentschädigung von 1870 gewonnen haben. — Man hätte somit auch bei einem ersten Risiko von 10 Pfennigen ein Vermögen verdient.

* * *

Schnell gemacht. Erster Nachtwächter: „Du, der Bürgermeister hat heute geschimpft, weil schon seit vier Wochen kein Pfennig Ordnungsstrafe mehr eingekommen ist!" — Kollege: „Hm, da müssen wir uns herausreißen; weißt du, dem Michel, der da ankommt, gebe ich eine Prise, und nachher, wenn er anfängt zu niesen, arretierst du'n wegen nächtlicher Ruhestörung!"

Gerechte Forderung. Wirt: „Jetzt sind Sie mir bereits zehn Mark schuldig!" — Gast (brummend): „Ja, und da hat man noch immer kein Stammglas!"

Beruhigung. „Ihr künftiger Schwiegersohn, Frau Rätin, soll ja ein glänzendes Rednertalent besitzen?" — „O, das werden wir ihm schon abgewöhnen."

„Nur nicht so stolz, mein Fräulein — merken Sie sich das, ich dulde keine Liebeleien in meinem Hause! Und nun gehen Sie!"

O!" Eine tiefe Röte überflog Friedas vorhin noch so bleiches Gesicht. „Walter von Carsten ist mein Verlobter," stammelte sie, „und . . ."

„Das geht mich garnichts an," unterbrach sie von Beerbroucks trocken; „für Sie ist kein Platz mehr in meinem Hause und ich erwarte, daß Sie dasselbe binnen einer Stunde verlassen haben werden."

Frieda kämpfte mit ihren Thränen; die Unsreinheit, die rauhe Rücksichtslosigkeit des Mannes verletzte sie tief, aber sie fand es unter ihrer Würde, noch ein Wort zu ihrer Verteidigung zu sagen.

„Ich gehe," sagte sie. „Es wird mir doch gestattet sein, von Fräulein Selma Abschied zu nehmen?"

„Nein, keineswegs! Ich will selbst mit ihr sprechen, sie ist leidend und darf nicht aufgeregt werden."

Frieda wandte sich wortlos ab. Empört, bis ins Innerste entrüstet, verließ sie das Zimmer. Man sagte sie davon wie eine Diebin und wollte nicht einmal ihre Verteidigung anhören!

Was sollte sie dagegen thun? Sie mußte sich fügen und diese Demütigung über sich ergehen lassen. Sie packte in Eile ihre Sachen und machte sich zum Ausgehen fertig. In ihrer Aufregung hatte sie gar nicht daran gedacht, Walter von ihrer Ausweisung zu verständigen.

Sie hatte mit ihm verabredet, daß er sich irgendwo ein kleines Zimmer mieten und dann heute noch unter irgend einem Vorwande dem Beerbroucks Haus verlassen sollte.

Walter entsann sich, daß eine ehemalige Kammerjungfer seiner Tante sich vor einiger Zeit selbständig gemacht und geheiratet hatte. Sie vermietete bescheiden möblierte Zimmer zu billigen Preisen, und bei ihr konnte er am sichersten Unterkunft finden.

In ein Hotel zu gehen, daran konnte er nicht denken, denn seine Barmittel waren ziemlich erschöpft. Bestrebt, seine guten Vorsätze baldmöglichst auszuführen, war Walter an dem für Frieda so verhängnisvollen Tage früh ausgegangen, um diese Angelegenheit ins Reine zu bringen.

Frau Müller, die frühere Zofe seiner Tante, war sehr erfreut gewesen, ihn wiederzusehen; Frau von Carstens Dienstleute mochten alle den jungen Mann lieber als die stolze, kalte Herrin.

Sein freundliches Wesen machte ihn beliebt und verschaffte ihm überall Freunde. Frau Müller rechnete es sich auch zu einer besonderen Ehre, den Neffen ihrer ehemaligen Herrin bei sich aufnehmen zu können. Zufälligerweise hatte sie ihr bestes Zimmer frei, und Walter beschloß, noch an selben Tage davon Besitz zu nehmen.

Ganz fröhlich und heiter gestimmt kehrte er nach von Beerbroucks Hause zurück. Er war nicht mehr weit entfernt, als ihm eine Droschke entgegenkam, aus deren Fenster ihm Friedas blasses Gesicht entgegenblickte. Sie ließ die Droschke halten und öffnete den Schlag.

„Komm, steig' ein," sprach sie hastig; „ich bin froh, daß ich dich treffe — im Hause sagte man mir, du seiest schon früh ausgegangen."

„Es ist auch wahr," entgegnete er, sich in die Droschke schwingend, „doch was soll das alles bedeuten? Es sieht ja aus, als ob du eine Reise machen wolltest."

„Man hat mich einfach davon gejagt," murmelte Frieda mit gepreßter Stimme. „Herr von Beerbrouck hat mir heute früh erklärt, es sei in seinem Hause kein Platz mehr für mich, und mir die Weisung erteilt, dasselbe sofort zu verlassen. Nicht einmal von Selma durfte ich Abschied nehmen."

„Wie ist denn das so plötzlich gekommen?" rief Walter erstaunt; „er schien doch viel auf dich zu halten."

Frieda zuckte die Achseln.

„Ich selbst stehe vor einem Rätsel, dessen Lösung ich der Zeit überlassen muß. Er ließ wohl einige Andeutungen fallen, als ob ihm unsere Liebe bekannt sei; aber das wäre doch kein Grund, mich so Knall und Fall davonzujagen. Später wollen wir darüber reden. Jetzt bin ich noch ganz verwirrt und saffungslos."

„Wohin willst du?"

„Ich gab dem Kutscher Befehl, mich nach einem bescheidenen anständigen Hotel zu fahren."

„Nimm' einfach das Zimmer, das ich gemietet habe. Frau Müller ist eine brave, vernünftige Frau, die ihr möglichstes für Dich thun wird. Ich kann mir wo anders eine Wohnung suchen. Lange werden wir doch nicht mehr in Hamburg bleiben. Wir können nach Grünheide gehen und uns dort trauen lassen."

Er faßte nach ihrer Hand, die er zärtlich drückte.

Frieda seufzte leise. Ihr war das Herz so schwer, daß kein Glücksgefühl in ihr aufkommen konnte. Sie willigte in Walters Vorschlag ein, der Kutscher erhielt die Weisung zu Frau Müller zu fahren, und eine halbe Stunde später hatte Frieda ein Obdach gefunden.

Die Liebenden beratschlagten, was nun weiter zu thun sei. Walter trug sich mit dem Gedanken, von Beerbrouck über sein Vorgehen gegen seine Braut zur Rede zu stellen, aber Frieda riet ihm davon ab.

„An der Thatsache ist nun eigentlich doch nichts mehr zu ändern," sagte sie, „und Du darfst nicht vergessen, daß Du van Beerbroucks Schuldner bist."

Walter seufzte; ja, diese so leichtsinnig eingegangene Schuld drückte ihn schwer. Sie machte ihn von dem Manne abhängig und gab ihn in dessen Gewalt. Vielleicht befand sich unter seinen zahlreichen Bekannten doch jemand, der ihm das Geld lieh, damit ihm der schwere Schritt zu seiner Tante erspart blieb.

In der letzten Zeit hatte er freilich die Erfahrung gemacht, daß man nur so lange Freunde hat, als es einem gut geht. Dennoch wollte er es versuchen, und nachdem er von Frieda Abschied genommen, ging er zu Wilson. Er war dort oft genug Gast gewesen und hatte auch dort oft genug Geld verloren, um, wie er meinte, jetzt das Recht zu haben, eine Gefälligkeit beanspruchen zu können.

BX 16 (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0003

Vermischtes.

Postalisches. Wenn bei Karten, die nach der Postkarten-Taxe richtig frankiert sind im übrigen den Anforderungen an Postkarten entsprechen, ausnahmsweise die Ueberschrift „Postkarte" fehlt, soll vom 1. November ab bis auf weiteres versuchsweise im deutschen Verkehr eine Nachtaxe nicht mehr erhoben werden.

Vom 1. Januar 1902 ab soll die Auszahlung von fortlaufenden Renten (Unfall-, Alters-, Invaliden- und Krankenrenten) an auf dem Lande (im Landbestellbezirke) wohnende Empfänger in allen den Fällen durch die Landbriefträger erfolgen, in welchen die Empfänger durch eine Bescheinigung des Gemeindevorstehers oder Amtsvorstehers nachweisen, daß sie wegen ihres körperlichen Zustandes, insbesondere wegen Alters, Krankheit oder anderer Gebrechen unter Umständen ausnahmsweise auch in besonders gearteten Fällen beim Vorliegen anderer Gründe, z. B. bei Wartung und Pflege dritter Personen — zur Abhebung der Rentenbeträge bei der Postanstalt unfähig sind und die Beträge auch durch Familienangehörige nicht abheben lassen können. Ueber das Verfahren bei der Auszahlung werden in einer Verfügung des Reichs-Postamtes genauere Bestimmungen getroffen.

Mitführen von Jagdhunden in der dritten Klasse der Eisenbahn ist, wie nicht allgemein bekannt sein mag, zulässig. Ein Herr, dem das verweigert wurde, erhielt auf eine Beschwerde hin folgenden Bescheid: „Auf die an die königl. Eisenbahndirektion in Erfurt gerichtete Beschwerde vom 4. September teile ich Ihnen ergebenst mit, daß nach den bestehenden Bestimmungen größere Hunde, insbesondere Jagdhunde, von Reisenden in der dritten Wagenklasse ausnahmsweise mitgeführt werden dürfen, wenn die Beförderung in abgesonderten Abteilungen erfolgt. Der betreffende Zugführer und Schaffner, welche die bestehenden Bestimmungen außer acht gelassen haben, sind bestraft worden." Gerade jetzt in der bevorstehenden Hochsaison der Jagd dürfte diese Mitteilung den Jägern willkommen sein.

Querfurt, 31. Oktober. Bei der heutigen Wahl der Abgeordneten der Steuergesellschaft für den Steuerausschuß der Gewerbesteuerklasse IV des Veranlagungsbezirks Kreis Querfurt wurden gewählt als Abgeordnete: Kaufmann Schneidewind-Querfurt, Kaufmann Brohmer-Querfurt, Kaufmann B. Sachse-Freyburg a. U., Kaufmann Kabisch-Nebra, Zimmermeister Zweiling-Mücheln, Kaufmann Alexander Oertel-Laucha, Maurermeister Harting-Roßleben, Konditor Franz Bösel-Querfurt, Mühlenbesitzer Hirt-Lodersleben; als Stellvertreter Buchdruckereibesitzer Voigt-Querfurt, Kaufmann Petzold-Querfurt, Kaufmann Nöser-Querfurt, Kaufmann Wobig-Nebra, Mühlenbesitzer Hobmann-Mücheln, Kaufmann H. Feistkorn-Laucha, Kaufmann Dickskes-Roßleben, Gastwirt Vogel-Gardorf, Mühlenbesitzer Bennemann-Obersarnstädt. Als Abgeordnete für den Steuerausschuß der Gewerbesteuerklasse III wurden gewählt: Kaufmann Brückner-Freyburg, Kaufmann Weiß-Querfurt, Kaufmann Walter-Großosterhausen, Gastwirt Friedemann-Querfurt, Mühlenbesitzer Laute-Grabenmühle; als Stellvertreter: Dampfsägewerksbesitzer Otto Kämpfer-Querfurt, Kaufmann Schadewell-Freyburg a. U., Kaufmann G. Fuchs-Querfurt, Kaufmann E. C. Schmidt-Querfurt, Hartzieglewerksbesitzer Hugo Rennewitz-Roßleben.

Mücheln, 30. Oktober. Im benachbarten Dorfe Schmirma wollte der 17jährige Sohn des Gutsbesitzers Galander sein Gewehr für den morgenden Tag zur Jagd herrichten und kam damit in die Wohnstube an den Tisch, an dem Eltern und Geschwister saßen. Die Mutter machte dem Sohne Platz; auf einmal entlud sich das noch mit einer Patrone versehene Gewehr. Der Schuß traf die daneben stehende Mutter in den Oberschenkel. Der nach einiger Zeit herbeigerufene Arzt fand eine Sterbende vor. So ist wieder einmal durch Unvorsichtigkeit mit Schießgewehren eine ehrenwerte, allgemein geachtete Familie in tiefstes Leid gestürzt worden. Möchte man doch aus diesem betrübenden Vorfalle endlich Vorsicht lernen!

Weißenfels, 2. November. Vier Jubiläen auf einen Tag zu feiern, ist den in weiten Kreisen bekannten Herrn Zinngießermeister Gustav Kannegießer hier vergönnt. Am 2. November 1876 übernahm er von seiner verstorbenen Tante Klara Kannegießer das Glas- und Porzellangeschäft, so daß er heute sein 25jähriges Geschäftsjubiläum feiern kann. Er erweiterte sein Geschäft durch Hinzukauf des väterlichen im Jahre 1885, was bereits seit dem Jahre 1831 bestand. Es sind heute sieben Jahrzehnte verflossen, daß das Geschäft unter dem Namen Kannegießer geführt wird und demnach mit eines der ältesten am Platze ist. Mit der Eröffnungs-Uebernahme des Geschäfts begründete er auch seinen eigenen Hausstand, sodaß Herr K. heute mit seiner Ehefrau die silberne Hochzeit feiern kann. Er hat aber auch am heutigen Tage seine jetzige Wohnung (Jüdenstraße 21) ununterbrochen volle 25 Jahre inne. Herrn K. wurden an diesem Ehrentage von vielen Seiten von nah und fern Glückwünsche und Aufmerksamkeiten gewidmet. Der Gastwirteverein zu Weißenfels gratulierte Herrn K. zu seinem Jubiläum der Selbständigkeit durch eine Deputation und überbrachte ihm noch als äußeres Zeichen ehrender Anerkennung ein geschmackvoll ausgestattetes Diplom, welches vom Deutschen Gastwirteverband zuerkannt worden ist.

Kirchliche Nachrichten.

22. Sonntag nach Trinitatis.
Feier des Reformationsfestes.
Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonus Beisert.
Kollekte für den Gustav-Adolf-Verein.

Getauft: Am 27. Oktober Martha Minna Schlaf, Paul Launicke.

Sonntag, Abends 1/2 8 Uhr
Jungfrauenverein.

Nur in plombirten Packeten

mit dem Bildnis des Prälaten Kneipp kommt der außerordentlich wohlschmeckende und bekömmliche Kathreiner's Malzkaffee, der einen Weltruf hat, zum Verkauf!

Eine Messerspitze voll

Linde's Essenz genügt, um jeden Kaffee einen delikaten Geschmack und eine schöne Farbe zu geben.

Oeffentlicher Dank

dem Herrn Franz Wilhelm, Apotheker, k. u. k. Hoflieferant, in Neuenkirchen, N.-Oe., Erfinder des antirheumatischen und antiarthritischen Blutreinigungsthees.

Blutreinigend für Gicht und Rheumatismus.

Wenn ich hier in die Oeffentlichkeit trete, so ist es deshalb, weil ich es zuerst als Pflicht ansehe, dem Herrn Wilhelm, Apotheker in Neunkirchen, meinen innigsten Dank auszusprechen für die Dienste, die mir dessen Blutreinigungsthee in meinem schmerzlichen rheumatischen Leiden leistete, und sodann, um auch andere, die diesem grässlichen Uebel anheimfallen, auf diesen trefflichen Thee aufmerksam zu machen. Ich bin nicht im Stande, die martervollen Schmerzen, die ich durch drei volle Jahre bei jeder Witterungsänderung in meinen Gliedern litt, zu schildern, und von denen mich weder Heilmittel, noch der Gebrauch der Schwefelbäder in Baden bei Wien befreien konnten. Schlaflos wälzte ich mich Nächte durch im Bette herum, mein Appetit schmälerte sich zusehends, mein Aussehen trübte sich und meine ganze Körperkraft nahm ab. Nach vier Wochen langem Gebrauch oben genannten Thees wurde ich von meinen Schmerzen nicht nur ganz befreit und bin es jetzt noch, nachdem ich schon seit sechs Wochen keinen Thee mehr trinke, auch mein körperlicher Zustand hat sich gebessert. Ich bin fest überzeugt, daß Jeder, der in ähnlichen Leiden seine Zuflucht zu diesem Thee nehmen, auch den Erfinder dessen, Herrn Franz Wilhelm, so wie ich, segnen wird.

In vorzüglicher Hochachtung
Gräfin Gutschin-Streitfeld,
Oberstleutenants-Gattin.

Bestandtheile: Innere Nußrinde 56, Walnußschale 56, Ulmenrinde 75, Franz. Orangenblätter 50, Eryngiblätter 35, Scabiosenblätter 56, Lemnablätter 75, Birmstein 1.50, rothes Sandelholz 75, Bardannawurzel 44, Carxywurzel 3.50, Radic. Caryophyll. 3.50, Chinarinde 3.50, Eryngiwurzel 57, Fenchelwurzel (Samen) 75, Grashwurzel 75, Lapathewurzel 67, Süßholzwurzel 75, Sassaparillwurzel 35, Fenchel, röm. 3.50, weiß. Senf 3.50, Nachtschattenstengel 75.

Bekanntmachung.

Die diesjährige **Herbst-Controle** wird für die Stadt **Nebra** am

Dienstag, den 5. November 1901, Nachmittags 12 1/2 Uhr am Turnplatze hierselbst

abgehalten.

1) Zu der vorstehenden Controle sind verpflichtet:
   a) sämmtliche Dispositions-Urlauber,
   b) die zur Disposition der Ersatz-Behörden entlassenen Mannschaften,
   c) sämmtliche Reservisten,
   d) diejenigen Wehrleute, welche in der Zeit vom 1. April bis 30. September 1889 in den Dienst getreten sind.
2) Dieselben werden hierdurch aufgefordert, auf den betreffenden Controlplätzen pünktlich zur Stelle zu sein und dabei die Militär-Pässe mitzubringen. Im Unterlassungsfalle tritt Bestrafung ein.
3) Wer durch Krankheiten oder dringende Geschäfte am Erscheinen zur Controlversammlung behindert ist, hat **vorher** um Entschuldigung einzukommen und ein Attest der Orts- oder Polizeibehörde beizufügen. Derartige Gesuche sind an das Haupt-Meldeamt in Naumburg a. S. zu senden.

In **zweifellos begründeten** Fällen können die Entschuldigungs-Atteste ausnahmsweise auf den Controlplatz mitgeschickt werden.

Nebra, den 19. October 1901.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

In den nächsten Tagen wird die Aufnahme des Personenstandes erfolgen und werden zu diesem Zwecke Haushlisten ausgegeben, welche nach dem 12. November wieder abgeholt werden. Die gedachten Listen sind am 12. November auszufüllen und ist zur Ausfüllung der Spalten 1—4 ein jeder Haushaltungsvorstand, **bei Vermeidung einer Geldstrafe bis zu 300 Mark verpflichtet,** während die Ausfüllung der Spalten 5 bis 23 nur empfohlen wird, um irrige Einschätzungen zu vermeiden.

Wir machen aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß wissentlich unrichtige Angaben nach § 66 des Einkommensteuergesetzes und zwar **von 20 Mark an,** bestraft werden. Im Uebrigen bitten wir, die den Listen vorgedruckten Bemerkungen bei Ausfüllung sorgfältig zu beachten und namentlich die Spalten 1—4 **unbedingt richtig** auszufüllen.

Nebra, den 29. October 1901.

Der Magistrat.
Strauch.

Polizei-Verordnung.

Auf Grund der §§ 5, 6 und 15 des Gesetzes über die Polizei-Verordnung vom 11. März 1850 und des § 143 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30 Juli 1883 wird für den Umfang des Stadtbezirks Nebra mit Zustimmung des Magistrats folgende Polizei-Verordnung erlassen:

§ 1.

Sämmtliche Gast- und Schankwirthe sind verpflichtet, allabendlich mit Eintritt der Dunkelheit eine hellleuchtende Laterne vor den Eingängen zu ihren Geschäftslokalen so lange zu unterhalten, als der Wirtschaftsbetrieb daselbst ausgeübt wird.

In gleicher Weise sind die Bedürfnis-Anstalten, Aborte und Pissoirs nebst den Zugängen zu denselben, ordnungsmäßig hell zu beleuchten.

§ 2.

Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung werden mit Geldstrafe bis zu 9 Mark, an deren Stelle im Unvermögensfalle entsprechende Haft tritt, bestraft.

§ 3.

Diese Polizei-Verordnung tritt mit dem achten Tage nach ihrer Verkündigung in Kraft.

Nebra, den 10. October 1901.

Die Polizei-Verwaltung.
Strauch.

Zwangsversteigerung.

Sonnabend, den 2. November d. J., Nachmittags 5 Uhr
versteigere ich in **Klein-Wangen**
1 Tisch, 1 Spieluhr mit 3 Platten
öffentlich meistbietend gegen Barzahlung.
Sammelplatz: **Gasthof Kleinwangen.**
Radestock,
Gerichtsvollzieher in Nebra.

Sämmtliche Braunschweiger
Gemüse-Conserven
und feinste Rheinische
Compott-Früchte
empfiehlt Waldemar Kabisch.

Feinstes
Panir-Mehl
ist wieder eingetroffen. **R. Barthel.**

ff. neues Sauerkraut
empfiehlt **Richard Bertholdt.**

Mehrere Ctr. Weißkohl
hat zu verkaufen **Karl Liebau, Bierhalle.**

Stahldraht-
Obstbaum-Rindenbürste,
zum Reinigen der Rinde bei Obstbäumen von Moos, Flechten, Insekten usw.
empfiehlt **R. Barthel.**

Uhren in den verschiedensten Ausführungen sowie
Musikwerke, Ketten, Brochen und Ringe etc.
empfiehlt zu **billigsten Preisen** franco Nebra
Carl Precht, Uhrmacher,
Naumburg a. S., Markt 10.

Direkt aus dem Oderbruche, wo die Gänsemast zu Hause ist, offerire meine in allen Theilen Deutschlands mit so großem Beifall aufgenommenen
„Gänsefedern"
Preise per Pfund: Gänseschlachtfed., wie sie gerupft werden, 1.50 M., assortirte nur fl. Fed. u. Daunen 2.00, etwas fl. u. dauniger 2.25 M. (Zwischen diesen 3 Sort. ist hin und wied. eine graue Fed. vorhand.) **Halbdaunen,** ganz fl. weiße vollbaumige Federchen 2.65, zarter u. dauniger 3.00, hochprima, fast Daune 3.50 M. **Graifsene Fed.,** grau 1.75, halbw. 2.50, weiß 2.75, 3.00, 3.50, schneew. 4.00, schneew., sehr dauni. 4.50 M. **Daunen,** halbweiß 3.50, weiß 4.50, hochprima 5.50 M. **Chinef. Gutenfed.** 0.75, 1.00, Halbdaunen 1.50, 1.75 M., Daunen 2.50 M. Nur d. groß. Masseneinkäufe direkt u. d. Produzenten, sowie die geringen Betriebsunkosten auf dem platten Lande ermöglichen diese äußerst soliden, aber festen Preise. Jede Waare wird in mein Fabrik nebst Wäscherei sauß. gereinigt, daher vollkomm. trocken, klar u. staubfrei. Kein Risiko. Jedermann kann vorher fest versichert sein, daß er nur reelle Waare erhält, die er nach 8 Tagen noch umtauschen oder zurückgeben kann. Für **Bettstoffe** und fertige **Betten** Preisliste extra.
Krohn, Lehrer a. D., **Alt-Reetz** (Oderbruch).
Fettgänse pr. Pfd. 56 Pfg.

Echte russ.
Juchtenschäfte
aus einem Stück mit Fuß, bestes für wasserdichte Stiefel, versendet von 7.50 bis prima 12.— Mk. pro Paar.
Hugo Hüttenrauch,
Buttstädt.

empfiehlt **R. Barthel.**

Umsonst
versendet ein **„Illustrirtes Handbuch üb. Kräuter-Hausmittel"** an Jedermann die Expedition der **„Schreiber's Monatsblätter",** Coethen (Anh).

Macht mit
Maggi
GUTE SUPPEN

Einige 100 Mark
kann sich strebsame Persönlichkeit durch den commissionsweisen Verkauf meiner **Herrenstoffreste** jährlich verdienen. Risiko absolut ausgeschlossen. Gefl. Off. **A. B. C. Leipzig,** Postamt 12 erb.

Ein Pompadour
verloren gegangen. Abzugeben in der Exp. d. Bl.

Steinmetzen.
Zu unserm diesjährigen Herbstvergnügen, wobei **Sonntag, den 3. November, von Abends 8 Uhr an**
Ball im Schützenhause
stattfindet, laden ergebenst ein
Die Steinmetzen.

Liederstedt.
Gasthof zum weißen Roß.
Zum Einzugsschmaus
Sonnabend, den 2. Nov., Abends 1/2 8 Uhr
laden Alle freundlichst ein **G. Fürste u. Frau.**

Verantw. Redaction und Druck der drei ersten Seiten von Hermann Arendt's Verlag in Berlin. Verantw. Redaction und Druck der vierten Seite und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrirte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt.

Musik.

Musik ist's, die die Seelen erheitert
Musik ist's, die die Herzen erweitert,
Die Teufel bannt und Wunden kühlt,
Die Wilde zähmt und Schmerzen stillt;

Die Seligkeit auf Erden schafft,
Die Ruhe giebt und Mut und Kraft,
Den Geist belebt, das Ohr entzückt
Und ihre Jünger der Welt entrückt.

Und ihre Jünger zu Fürsten erhebt,
Daß ewig ihr Name in Wolken schwebt,
Daß ewig ihr Name im Volke lebt
Und ewig in Herzen und Seelen webt.

Doktor Hartungs Wunderkur.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

He!... Wirtschaft!... Sie da, Oberkellner, bringen Sie mal schnell noch eine Flasche von dem Walporzheimer: der schmeckt wahrhaftig noch immer so unverschämt gut wie dazumal!" rief der Sanitätsrat Wolter, der daheim ein bischen griesgrämig und zugeknöpft war, ausgelassen durch den kleinen, sauberen Garten des Adlerhotels in Godesberg, wo er sich nach dem Abstieg von der Ruine mit Frau und Tochter niedergelassen hatte. —

Nein, dieser Alte! Man kannte ihn doch, bei Gott, nicht wieder hier am grünen Rhein! So lustig, so leichtsinnig wie ein grasgrüner Pennäler, der nach dem Abiturium die erste köstliche Reise ohne den argen Oberlehrer macht, der immer so warnend durch die dicken Brillengläser schaut und mit dem Drohfinger an der rechten Hand den frischen Jugendmut bremsen zu müssen glaubt!

Mama Wolter war ganz verdutzt über die Metamorphose und wollte soeben mit ihrem Töchterchen zum neunundneunzigsten Male einen Blick freudigen Erstaunens wechseln, um natürlich hinterher ein ganz wenig sorgenvoll das gutmütige Matronenköpfchen mit den etwas ängstlichen Augen darin zu schütteln; doch fand sie bei der schlanken, blonden Lucie, die sich ganz geduldig achtundneunzigmal mit ihr in der Augensprache über dasselbe Thema unterhalten hatte, diesmal keinen Anschluß.

Fräulein Lucie hielt merkwürdigerweise ihre großen, tiefbraunen Augen nach dem schmalen Garteneingange gerichtet, durch den soeben ein stattlich gebauter junger Herr eintrat, der nun mit einem etwas verlegenen Gruß an die Familie Wolter in das Gärtchen hereinschritt und an einem Nebentische Platz nahm.

Lucie Wolter fühlte sich rot werden bei diesem Gruße, was ihr durchaus nicht übel stand. Trotzdem war sie recht ärgerlich darüber. Denn was ging sie dieser fremde Mensch mit seinen stahlgrauen Augen an, die schon heute Morgen in Bonn auf dem Friedhofe, wo sie am Grabe von Schillers Gattin gestanden hatten, unverschämt lange auf ihrem Antlitz förmlich spazieren gegangen waren! Natürlich hatte sie so gethan, als habe sie keine Ahnung davon, daß er sie so gleichsam mit zu den Sehenswürdigkeiten dieses Campo santo rechne. Erst als sie ein Weilchen vergeblich nach der Ruhestätte Robert Schumanns gesucht hatten, war sie seiner offiziell gewahr geworden und hatte mit einem flüchtigen Danke den Weg eingeschlagen, den er ihr mit der sicheren Höflichkeit, die ein Zeichen guter Erziehung ist, beschrieben hatte. Während sie auf den gepflegten Stiegen dahingeschritten war, den Eltern als Führerin dienend, glaubte sie das Gefühl zu haben, seine Blicke auf ihrem Nacken zu spüren. Deshalb hatte sie auch gezögert, sich umzuwenden, als sie bei einer Wegteilung im Zweifel über die nun einzuschlagende Richtung geraten war. Und wahrhaftig, ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen: die leuchtenden, grauen Augen waren ihr gefolgt und hatten sich auf ein paar Sekunden wie beschämt gesenkt, als sie sich endlich überwunden hatte, um sich bei ihm über den Weg zu vergewissern.

General von Obernitz †.
(Text s. S. 350.)

„Ist das nicht der Herr, den wir heute früh in Bonn auf dem Kirchhof . . .?" tuschelte die Mutter, deren Interesse schnell vom Gatten auf den Fremdling übersprang.

„Ich glaube wohl!" flüsterte Lucie halblaut zurück, dabei die Achseln zuckend, als wäre ihr das so gleichgültig, wie dem Hahn auf dem Kirchturm daheim das Wetter, während eine Stimme in ihr laut wurde, die sie mahnte, sich über diesen Menschen zu beklagen, zu entrüsten! Denn nach dem ersten Zusammentreffen auf dem Friedhof war er ihnen auch ins Beethovenhaus in der Bonngasse gefolgt, immer das Zimmerchen, das sie eben verlassen hatten, besichtigend.

Es war ein Glück, daß der Vater ihn da nicht bemerkt hatte, der die Grobheit zu den deutschen Tugenden zählte und sich daher ohne Skrupel darin übte, wenn ihm irgend etwas gegen den Strich ging . . .

Ein Wunder, daß er nicht auch in der Straßenbahn gesessen, mit der sie nach Tische gen Godesberg hinausgefahren waren. Aber oben auf der alten Burg hatte sie ihn sofort im Restaurant entdeckt und, ohne es zu wollen, einen Blick mit ihm gewechselt. Und nun kam er auch hierher, in den kleinen, lauschigen Garten mit dem ulkigen Mühlrad an der Stallmauer, das allerhand dumme Liebeslieder in ihr aufgeweckt hatte, die sie in der Backfischzeit mit manchmal gar nassen Aeuglein gesungen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0005

„Es giebt doch riesig dreiste Menschen!“ dachte sie und streifte dabei den Sünder, der ihr Veranlassung zu dieser Weltbetrachtung gegeben, mit einem scheuen Blicke. Die kleine Kreuznarbe auf seiner linken Wange, die aus seiner Studentenzeit herrühren mußte, obgleich er seiner Haltung nach eher den Militär als den Akademiker zu verraten schien, war ihr eine Bestätigung ihres Urteils.

„Muß ein flotter Student gewesen sein!“ stellte sie altklug fest. „Aber nun ist er doch wohl in den Jahren, wo die Dummheiten aufhören könnten! Und eine Dummheit ist es mindestens, fortwährend hinter uns herzutrotteln!“

Hatte der Fremdling bei seiner Flasche Rüdesheimer dieselbe Empfindung? Oder flog sie ihm aus dem Blicke zu, den er mit leisem Lächeln auffing? Jedenfalls machte er der Situation à la Toggenburg ein Ende, indem er sich nicht ungeschickt ins Gespräch mischte, als Papa Wolter auf eine Laube im Hintergrunde wies und dabei sagte:

„Dort, Kinder, habe ich meine Doktorbowle gegeben! Es sah noch etwas wilder aus wie heute, aber der Wein war nicht schlechter, und die Zeiten waren entschieden besser! Wenigstens für mich alten Philister!“

„Wie sonderbar!“ hatte hierauf der Fremde am Nebentische gerufen. „Auch ich, wenn Sie diese Bemerkung einem Unbekannten gestatten wollen, auch ich habe vor Jahren an diesem Fleckchen mit guten Freunden meinen Doktorhut begossen!“

„Das ist in der That ein eigentümliches Zusammentreffen!“ entgegnete der Sanitätsrat, von diesem Zufall sogleich gefangen genommen. „Freilich ist seit meiner Promotion schon etwas mehr Wasser den lustigen Rhein hinabgeflossen, als seit der Ihrigen! Bei mir war's anno 57, justement 30 Jahre! . . . Aber wollen Sie mit Ihrem Tropfen nicht herüberkommen zu uns? Wir sind, wenn ich mich nicht irre, heute Morgen ja schon einmal in Berührung gekommen, als Sie so nett waren, uns das hübsche Musikergrab zu zeigen — war ja wohl Schumann, nicht Lucie? — Wenn Sie also näher rücken wollen?“

„Gern, wenn ich den Damen nicht unwillkommen bin!“ sagte der Fremde, sich vor Frau Wolter und deren Tochter artig verneigend.

„Aber gar nicht! Im Gegenteil!“ erklärte die Mama, während Lucie sich begnügte, durch eine leichte Handbewegung anzudeuten, daß seiner Eingliederung an den runden Tisch von ihrer Seite nichts in den Weg gelegt werde. Im Grunde ihres Herzens war sie ein wenig empört über seine Annäherung, die so geschickt und sicher vor sich gegangen war, daß Papa und Mama nichts davon gemerkt hatten, ja, vielleicht noch glaubten, selbst die Veranlassung geboten zu haben, ihn am Tische zu sehen. Das war ja ein ganz gefährlicher Mensch!

„Mein Name ist Hartung!“ stellte er sich vor.

„Wolter!“ entgegnete der Sanitätsrat, sich halb erhebend. „Meine Frau, meine Tochter!“

Hartung nahm neben dem Sanitätsrat Platz, schrägüber von Lucie, die zu ihrer innerlichen Entrüstung dazu gezwungen war, hier und da den stahlgrauen Augen zu begegnen, aus deren Tiefen ihr eine leise, lustige Frage heraufzuklingen schien.

„Habe ich das nicht unverschämt nett gemacht?“ schienen sie sich zu erkundigen. „Oder bist du mir darum böse?“

Und obgleich sie in ihrem unerfahrenen kleinstädtischen Mädchenherzen die Pflicht mahnen hörte, diesen kecken Menschen mit der ganzen Wucht und Schwere ihrer Verachtung zu strafen, machte sich gleichzeitig eine bis dahin nie gehörte Stimme mausig, die dazwischenrief: „Sei doch ehrlich, Lucie! Du bist ihm ja gar nicht böse! Sieh doch, was für treue, sonnige Augen er hat, und wie gut ihn das stille, schalkhafte Lächeln kleidet!“

Nun wurde aber die Pflicht zornig und sagte strafend: „Entsetzlich, so etwas überhaupt zu denken! Wenn das Tante Aurelie erführe!“

Tante Aurelie war nämlich das Anstandsorakel in Weißenhall, der engeren Heimat Lucie Wolters, eine wandelnde Ausgabe des Buches der feinen Lebensart; eine Dame, die es verstand, mit einem ganz und einem dreiviertel geschlossenen Auge zehnmal so viel zu sehen, als normale Menschen mit einem extrascharfen Operngucker vor dem Gesicht; nicht schlechter zu hören; am besten aber, die Nase zu rümpfen, wenn sie etwas gespürt hatte, in Gedanken, Worten und Werken ihrer lieben Mitmenschen, was „sich nicht schickte!“

Eine ordentliche Gänsehaut überlief die Achtzehnjährige bei dem Gedanken, und da sie fühlte, daß sie auf diesem Platze eine Sünde über die andere gegen die stacheldrähtigen Gesetze Tante Aurelie's begehen würde, suchte sie hastig einen Ausweg aus dieser Pein.

„Wir sitzen hier nicht gerade gut, Papa!“ sagte sie. „Mama muß fortwährend blinzeln! Wie wär's denn, wenn wir uns in deine Doktorecke begäben? Da hätten wir's alle besser!“

„Mädel, was du gescheit bist!“ rief der Alte. „Natürlich machen wir das. Und eine Bowle trinken wir auch, ganz wie damals! Ich werde sie selbst brauen. Selbstverständlich lade ich Sie ein, Herr Doktor!“

„Ich weiß nicht, ob ich — —“

„Keine Widerrede! Der Zauber jenes Platzes bindet uns! Passen Sie auf, was für famose Erinnerungen da auftauchen! Meine Damen sind schon ganz Ohr! Aber wir erzählen ihnen höchstens die Hälfte von all den Dummheiten, die wir damals begangen haben, nicht?“

Und dann zogen sie um. Lucie wußte es geschickt so einzurichten, daß ihr Platz neben Papa ihr Spielraum genug für die Augen gab, sodaß sie nicht mehr nötig hatte, bei jedem Aufblick den Augen des Doktors zu begegnen.

Aber die Geister, die in Rheinwein-Bowlen schlummern, treiben nichts als Allotria. Als Hartung nach einer Stunde den Kellner heimlich veranlaßt hatte, eine neue Mischung, diesmal nach seinem Rezept, zu bringen, und er dann das erste Glas in etlichen wohlgesetzten Worten den Damen widmete, die ihm eine alte liebe Stätte durch diese schöne Stunde doppelt teuer gemacht hätten, da schlug die schöne Lucie allen guten Lehren der Tante Aurelie zum Trotz, die braunen Augen nicht mehr nieder, sondern sah dem prächtigen Doktor, der sich auch das Herz der Mutter erobert hatte, mit verschämtem Lächeln fröhlich ins Antlitz, wobei sie bemerkte, daß die linke Spitze seines elegant geschwungenen Schnurrbärtchens ein bischen aus der Façon geraten war. Und das kam ihr so komisch vor, daß aus ihrem Lächeln plötzlich ein lustiges Kichern wurde, worüber der Sanitätsrat ein leises Schmunzeln wiederum nicht unterdrücken konnte.

„Du, Du,“ sagte er, „ich glaube, das Zeug steigt Dir zu Kopf!“

„Aber Papa!“ wehrte sie sich, sogleich wieder ernst wie ein Fastenprediger. „Was denkst du denn von mir?“

Konnte Hartung die brillante Gelegenheit vorüberhuschen lassen, sich ihr in voller Ritterlichkeit zu zeigen?

„Ich entrüste mich mit Ihnen, gnädiges Fräulein!“ sagte er, ihr zunickend, sodaß ihr sofort die Laune wiederkam. „So was dürfen Sie nicht wieder sagen, Herr Justizrat! Oder sind Sie etwas anderes?“

Papa Wolter lächelte belustigt über seine Einreihung unter die Rechtsverdreyer, auf die er einen kleinen Pique hatte. Da es zu Anfang der Reise von ihm als Grundsatz aufgestellt worden war, seinen Beruf als Arzt möglichst zu verschweigen, um allen Anzapfungen auf diesem Gebiete aus dem Wege zu gehen, so lüftete er auch hier den Schleier nicht. Er würde sich als Justizrat schon herauszuhauen wissen, wenn er wirklich im Laufe des Gesprächs ins Gedränge kommen sollte.

„Was Sie für einen scharfen Blick haben, Herr Doktor!“ spottete er unmerklich.

„Daran habe ich von Jugend auf gelitten!“ erklärte lächelnd Hartung. „Wenn die Fechtbrüder an unserer Thür klingelten, wußte ich als Junge ganz genau, wer ein Schneider und wer ein Schuster oder Tischler oder Bäcker war! Aber trinken Sie doch aus, gnädige Frau! Es bekommt wirklich ausgezeichnet, dieses gemischte und gewürzte Rebenblut, das man unsinniger Weise „Bowle“ nennt!“

„Reden Sie um Gottes Willen nicht von Blut, werter Herr Doktor! Mein Töchterlein fällt bei dem bloßen Worte schon in Ohnmacht!“ warnte Wolter und blickte neckend zu Lucie hinüber.

„Du bist abscheulich, Papa!“ schmollte Lucie und wurde rot.

„Na, das erste Mal wärs nicht!“ lachte der Alte. „Es ist so eine Art Erbteil von der Mutter!“

„Und Hilfe wäre auch gleich da! Ich bin nämlich Arzt!“ erklärte Hartung.

„Der Tausend!“ sagte der Sanitätsrat und löffelte sich noch ein Glas voll ein. „Da können wirs riskieren! Wenn wir einen Tränkleinverschreiber bei uns haben!“

„Würden Sie sich meiner Fürsorge anvertrauen?“ fragte lächelnd Hartung.

„Ich bin immer bereit, wenns dem lieben Gott gefällt!“ witzelte der Sanitätsrat.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0006

„Besten Dank für Ihr Vertrauen! Und so verordne ich denn, daß wir die letzte Medizin noch einmal machen lassen!" erklärte Hartung mit drolligem Ernst und winkte dem Kellner.

„Halt, halt!" rief der Sanitätsrat. „Wir sind zwar keine Homöopathen, aber allzuviel ist ungesund. Eine Viertelstunde reichts noch, dann brechen wir auf! Sie scheinen mir auch der richtige Doktor Eisenbart zu sein, der die Leut' sehr nach seiner Art kuriert:

Mach', daß die Leute doppelt sehn
Und ihren Weg im Zickzack gehn!"

Aber da streiken wir alle drei! Nicht, Alte?"

„Sie verstehn ja den Eisenbart ganz brillant zu variieren!" lachte Hartung.

„Und ob! Er ist ja ein Landsmann von mir!"

„Ein Landsmann?" erkundigte sich neugierig Hartung. — „Woher war denn der alte Wunderdoktor, wenn man fragen darf —?"

„Mensch, das wissen Sie nicht und sind Mediziner? — Schämen Sie sich, diesen Pfadfinder Ihrer einträglichen Kunst nicht besser zu kennen!" predigte lustig Wolter.

Doktor Hartung lachte mit den anderen so vergnügt mit, als wäre er mit im Bunde.

„Sie haben gut spotten, Herr . . . Justizrat — oder haben Sie den Titel nicht? — So festgelegt wie Ihr Corpus juris sind unsere Grundlehren leider nicht und auf einen Rechtsverdreher kommen gewiß zehn Kurpfuscher, studierte und nichtstudierte! Aber das können Sie doch nicht leugnen, daß wir riesig vorwärts gegangen sind in den letzten zwanzig, dreißig Jahren!"

„Ohne allen Zweifel! Die Honorare sind dreimal so hoch gegen früher! Gar nicht zu denken an die Prozente von den Apothekern und Sargfabrikanten!"

„Aber Leonhard!" bat Mama Wolter, die den jungen Doktor bedauerte, der nicht wissen konnte, daß ihr Alter sich mit diesen Sarkasmen selbst mitverspottete.

„Sie scheinen einen argen Groll auf uns arme Pflasterkasten zu haben! Aber das kränkt uns nicht! Die am meisten schimpfen, kommen am ersten gelaufen! Ich habe einen alten Onkel in einem kleinen Nest, da hinten in der Hundetürkei, der nicht gesund ist, wenn er sich nicht über seinen Doktor ärgern kann!" —

„O ja, solche Käuze giebt's!" ließ der Sanitätsrat einfließen.

„Mit Schmerzen hat er darauf gewartet, daß ich meine Militärzeit hinter mir habe! Denn in dem Krähwinkel, in den er voriges Jahr gezogen ist, lebt nur ein einziger Arzt, ein alter grober Kerl, wie er mir schreibt, der nichts weiter verordnet als Natron oder Rizinus, gleichviel ob jemand Gallensteine oder Rippenfellentzündung hat! Von dem will er sich nun auf keinen Fall umbringen lassen! Und da er mir einen Zuschuß garantiert und mir wahrscheinlich 'mal sein ganzes Vermögen hinterläßt, so muß ich wohl oder übel diesem alten, braven Medizinmann Konkurrenz machen! Eine Ehre ist's nicht! Und leicht werd' ich's auch nicht haben, trotz aller modernen Errungenschaften, mit denen man als Junger ausgerüstet ist! Denn in solch' kleinem Nest giebt's einen Stamm von Kaffern, die sind konservativ bis in die Zehenspitzen und schwören auf Natron und Rizinus, wenn's ihnen ihr Leibgötze einmal so eingeimpft hat!"

„Gott, so lange sie noch nicht daran gestorben sind, haben sie ja auch so unrecht nicht, mein guter Herr Doktor!" lächelte spöttisch der Sanitätsrat. „Bei der fortwährenden Hatz von neuen Mitteln, die heute mit Posaunenstößen als non plus ultra in die Welt geschickt werden, um übermorgen schon als wirkungslos und veraltet in die Rumpelkammer zu wandern, kann man es schließlich auch den Laien nicht verdenken, wenn sie mißtrauisch werden. Aber wir kommen da auf ein Gebiet, das weit abliegt von unserer Fröhlichkeit! Lassen wir das ekelige Thema fallen und trinken wir 'mal auf Ihre Zukunft! Gehn Sie dem alten Natrondachs nur forsch zu Leibe und machen Sie ihm das Leben sauer! Ich kann die Petrefakten auch nicht leiden! Also nieder mit ihm und hoch die Jugend, zu der ich mich übrigens trotz meiner vierundfünfzig auch noch zähle!"

„Hoch, hoch, hoch!" klang es durch das Gärtchen, und die Gläser klirrten dazu.

„Es ist doch zu schön am Rheine!" sagte verdächtig lächelnd Mama Wolter. Sie hatte wirklich ein kleines Zöpfchen von dem köstlichen Trunke bekommen. „Schade, schade, daß wir Alfred nicht mitgenommen haben!"

„Jetzt wird's Zeit, daß wir heimkommen," erklärte lachend der Sanitätsrat. „Unsere Mutter kommt auf ihr Lieblingsthema und wird sentimental! Das ist ein verdächtiges Zeichen! Alfred ist nämlich ihr Herzblatt. Ein etwas lang geratenes von ca. 15 Jahren, das daheim für die Oberprima zu büffeln hat! Waren Sie mit fünfzehn Jahren schon am Rhein, Herr Doktor?"

„Nein," sagte Hartung lachend. „Aber ich wär's damals für mein Leben gern gewesen!"

„Ich auch!" erwiderte trocken Wolter. „Aber nun: en avant! Wir wollen fort, damit wir zur Zeit morgen aufstehen können! Um sechs geht der Dampfer!"

„Fahren Sie auch nach Köln?"

„O nein, das haben wir hinter uns! Wir fahren stromauf!"

„Schade!" dachte Hartung und suchte auf dem Wege zur Straßenbahn an Lucies Seite zu gelangen, was er nach etlichen Schwenkungen auch erreichte.

„Woher ist eigentlich Doktor Eisenbart?" fragte er das Mädchen plötzlich.

„Aus Magdeburg!" sagte sie. „Wenigstens ist Papa daher!"

„Und wohnen Sie da jetzt auch?"

„Wenigstens nicht allzuweit davon!" erklärte sie zögernd.

„Hm . . . ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob ich es nach einer so flüchtigen Bekanntschaft wagen darf, Ihnen . . . Nein, ich will Sie nicht bedrängen! Nur, wenn ich einen Schimmer von Aussicht hätte . . . ich weiß ja, wie unverschämt das klingt, aber Sie haben mich nun einmal aus der Facon gebracht . . ."

„Wenn's nicht die Bowle war!" wisperte sie schelmisch. „Sehen Sie, dort hält der Wagen schon. Wir müssen eilen!"

„Noch ein Wort!" bat er.

„Nein, nein! Schnell!" sagte sie hastig und suchte ihm zu entkommen.

Aber er blieb, tapfer ausschreitend, an ihrer Seite.

„Lesen Sie die Magdeburgische Zeitung?" fragte er.

„Ja!" hauchte sie.

„In einigen Wochen werde ich darin anfragen, ob ich Sie einmal aufsuchen darf. Sie brauchen mir dann nur eine Postkarte zu schicken, wo der Ort darauf steht, in dem Sie wohnen! Wenn nicht, so weiß ich auch Bescheid und werde mich zu fassen suchen! Wollen Sie, Fräulein Lucie? Ja? Chiffre Eisenbart? Bitte, bitte!"

„Ich weiß es noch nicht!" sagte sie, ganz überflutet von einem nie gekannten, seligen Gefühl, das sie sich schämte, auch nur durch einen Blick zu verraten. (Fortsetzung folgt.)

Die Theekultur Ceylons.

Von F. A. Föllen. (Hierzu fünf Illustrationen.) (Nachdruck verboten.)

Durch einen schmalen Meeresarm, die „Palk-strait", von der südöstlichen Spitze Hindustans getrennt, liegt die Insel Ceylon, berühmt durch ihre malerischen Terrainformationen, eine herrliche Vegetation und ein überaus mildes Klima.

Ihr Flächeninhalt, ca. 65 000 Quadratkilometer, entspricht ungefähr demjenigen von Holland und Belgien zusammen, die Einwohnerzahl beträgt ca. 3¾ Millionen, unter denen es nur ca. 7000 Europäer giebt.

Die Portugiesen waren die ersten europäischen Ansiedler in Ceylon und blieben vom Anfange des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auch im Besitz der Insel. Im Jahre 1656 mußten sie den Holländern weichen. Unter der holländischen Herrschaft blieb der größte Teil der Insel volle 140 Jahre und noch jetzt erinnern viele Namen an die einstigen Herren. Im Jahre 1795 kapitulierte die letzte holländische Besatzung vor den Truppen der ostindischen Kompagnie; im Jahre 1798 wurde die Insel formell als Kronkolonie dem britischen Reiche angegliedert, die Besitzergreifung konnte aber erst im Jahre 1815, nach erfolgter Gefangennahme des letzten singhalesischen Königs, als vollzogen bezeichnet werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0007

Theepflückerinnen bei der Arbeit.

In früheren Zeiten war Ceylon berühmt als das Land der Perlen und Edelsteine. Gegenwärtig findet die Perlenfischerei in derselben alten Weise statt, wie vor Jahrtausenden. Bei der letzten großen Perlenfischerei im Jahre 1891 wurden 44 Millionen Muscheln gefischt, aus deren Ertrage die Regierung allein einen Nutzen von ca. 2 Millionen Mark zog. Eine jede Muschel wird von dem Taucher mit der Hand gesucht, zwei Drittel bleibt den Tauchern und Fischern als Eigentum.

Der Reichtum der Insel liegt nicht in ihren Perlen und den Erzeugnissen des Bergbaues, sondern in der durch das tropische Klima begünstigten üppigen Vegetation.

Bewässerungsanlagen, entsprechend dem wechselnden Terrain, regulieren die häufig überreichen Niederschläge. Reis, Getreide und die feinste der Kokospalmen gewähren der Bevölkerung die notwendigen Nahrungsmittel, während aus der Kultur des Theestrauches dem Lande alljährlich steigende, bare Ueberschüsse zugeführt werden.

Noch vor 25 Jahren war die Theekultur in Ceylon fast vollständig unbekannt. Niemand dachte daran, Thee in größerem Maßstabe anzubauen. Im Jahre 1900 war der Thee-Export Ceylons bereits ein bedeutender Faktor in dem Theehandel der Welt. In Ceylon sind 160 000 Hektar allein der Kultur des Theestrauches gewidmet, deren Wert 300 000 Mark übersteigt und der Handel in Thee beträgt ca. 80 Millionen Mark jährlich.

Der Wechsel der großen landwirtschaftlichen Industrien Ceylons, — zuerst Kaffee, dann Thee — ist einzig in seiner Art und lohnt es sich wohl, in kurzen Zügen zu zeigen, weshalb die Pflanzer sich der Theekultur zuwandten, nachdem ihre Kaffee-Anpflanzungen vollständig dem Ruin anheimgefallen waren.

Die moderne Entwickelung Ceylons datiert von der Zeit her, als Sir Barnes Gouverneur von Ceylon war (1824—31). Er erschloß das Innere des Landes durch Anlage fahrbarer Wege und gab durch sein persönliches Beispiel den Hauptanstoß zur Entwickelung der Insel, indem er Kulturen der in Europa verlangten überseeischen Produkte anlegen ließ.

Damit begann die Geschichte der Kaffee-Produktion Ceylons, die Tage der höchsten Blüthe und auch des tiefsten Niederganges sah. Im Jahre 1874—75 wurden ungefähr 45 Millionen Kilo Kaffee im Wert von ca. 100 Millionen Mark exportiert. —

Aber in diesem Jahre bereits hatte sich ein Kaffeeschädling unangenehm bemerkbar gemacht, der unter dem botanischen Namen Hemileja vastatrix bekannte Pilz; aller Gegenmaßregeln ungeachtet, setzte dieser Pilz die Zerstörung der Kaffeepflanzen in solch einer Weise fort, daß man schon 1880 den Ruin voraussah. Der Export von Kaffee fiel von Jahr zu Jahr, und 1898 betrug er nur mehr den hundertsten Teil des Exports vom Jahre 1874.

Die Jahre 1880—1885 waren eine schwere Zeit für Ceylon, jeder Zufluß von Geld stockte, die Kapitalisten kündigten ihre Hypotheken und zwangen dadurch vielfach die Pflanzer, ihre Plantagen zu verlassen und jede Bekämpfung der Kaffeepest einzustellen. Schließlich wurde der Insel auch noch der letzte Schlag versetzt durch den Zusammenbruch ihres ersten Bankinstituts, der Oriental Bank Corporation.

Man verlor indessen nicht allen Muth, sonder suchte in der Kultur anderer Produkte Ersatz für die verloren gegangenen Kaffeefelder.

Bevor man indessen zur Kultur des Theestrauches überging, versuchte man noch den Anbau anderer tropischer Artikel, — man pflanzte Kautschukbäume, produzierte Gummi und Harz, Pfeffer, Kakao, Vanille, Kardamom und Pflanzenfaser, aber mit Ausnahme von Kakao und Kardamom ließ man alle anderen neuen Artikel fallen, nachdem man gesehen hatte, in welcher ausgezeichneten Weise sich die Insel für die Thee-Produktion eignete.

Im Jahre 1883 erreichte der Export von Ceylon-Thee zuerst die Höhe von 1 Million Pfund und stieg im Jahre 1900 auf 148 Millionen Pfund. Der weitaus größte Teil davon wurde von dem englischen Markte aufgenommen. Bereits im Jahre 1897 betrug der Anteil Ceylons an dem Theehandel der vereinigten Königreiche 37 Prozent.

Dieser Umschwung ist um so bemerkenswerter, als in England die Thees aus China, Indien und Ceylon den gleichen Zollsätzen unterliegen und ist die auffällige Steigerung des Verbrauches in Ceylon-Thee in erster Linie auf die Qualität, Reinheit und den Gehalt der Thees zurückzuführen.

Bei der Bearbeitung der Blätter wird, wie weiter unten noch eingehender beschrieben werden wird, jede Berührung der Blätter mit der Hand nach Möglichkeit vermieden, die sämtlichen Manipulationen werden durch sinnreich konstruierte Maschinen unter Aufsicht von Europäern in den Plantagengebäuden vorgenommen.

Der Ceylon-Thee ist eine Verbindung von Kraft und Aroma, wie man sie in gleicher Weise bei anderen Provenienzen kaum findet.

Die Theepflanze ist ein immergrüner Strauch, welcher in seinem wilden und natürlichen Zustande eine Höhe von 20 Fuß erreicht, aber unter der Kultur selten höher als 4 Fuß wird. Der Stamm ist buschig, mit zahlreichen und sehr belaubten Zweigen,

Ochsenwagen, auf denen die Theekisten von der Faktorei zur Bahn gebracht werden.

die Blätter sind elliptisch, gezähnt und geadert und die Blüthen weiß und leicht duftend.

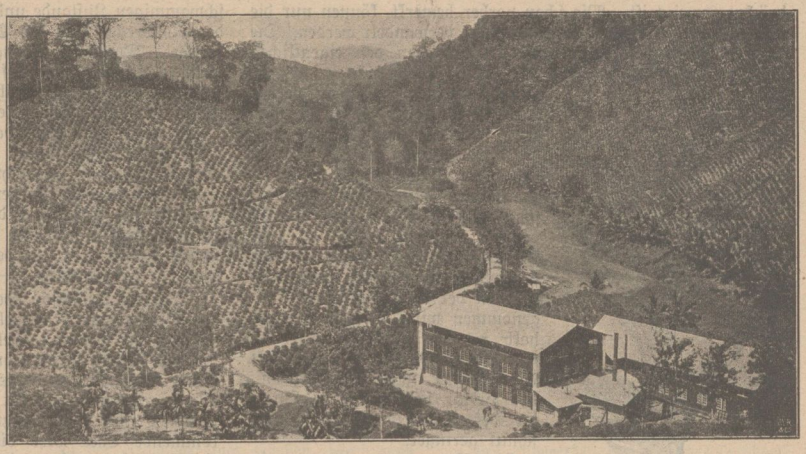
In Ceylon gibt es keinen Winter und die Büsche bringen während des ganzen Jahres neue Schüsse hervor, sodaß das Pflücken der Blätter sehr häufig vorgenommen werden kann. Schließlich würde aber der Theestrauch seine Lebenskraft verlieren, und so hat man denn die Praxis eingeführt, den Theestrauch alljährlich stark zu beschneiden, um ihm die notwendige Ruhe zu geben und ihn zu veranlassen, neue Zweige in größerer Anzahl zu treiben.

Da diese Arbeit ziemlich hart und anstrengend ist, so verwendet man zu derselben nur Männer. Ein stark beschnittener Strauch besteht fast nur aus dem Holzstamm und einigen Zweigen und sieht aus, als wenn er sich niemals wieder erholen könnte, — in dem Treibhausklima der Tropen gewinnt er bald sein früheres Aussehen wieder und bringt mit verjüngter Kraft neue Ernten hervor.

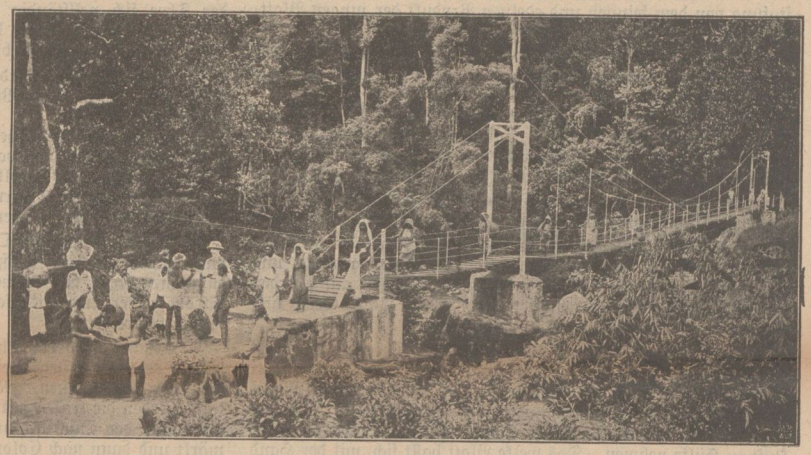
Die Durchschnittszahl der Theepflanzen auf einem Hektar ist ca. 7500 Stück, und so kann das Beschneiden gerade nicht mit der Sorgfalt vorgenommen werden, mit welcher Gärtner die Obstbäume beschneiden, aber die Geschicklichkeit und die Schnelligkeit, mit welcher der eingeborene Kuli (ein geborener Gärtner) seine Arbeit vollführt, ist bemerkenswert. Die Räume zwischen den einzelnen Theestauden werden allmonatlich mindestens einmal von allem Unkraut gereinigt, damit dem Boden nicht unnötig Nahrung entzogen wird.

In den Distrikten des heißen Tieflandes der Insel wird jedes Feld ungefähr einmal in acht Tagen gepflückt, während auf den höher gelegenen Plantagen die Zwischenzeit zwischen den Pflückungen ungefähr zehn Tage beträgt.

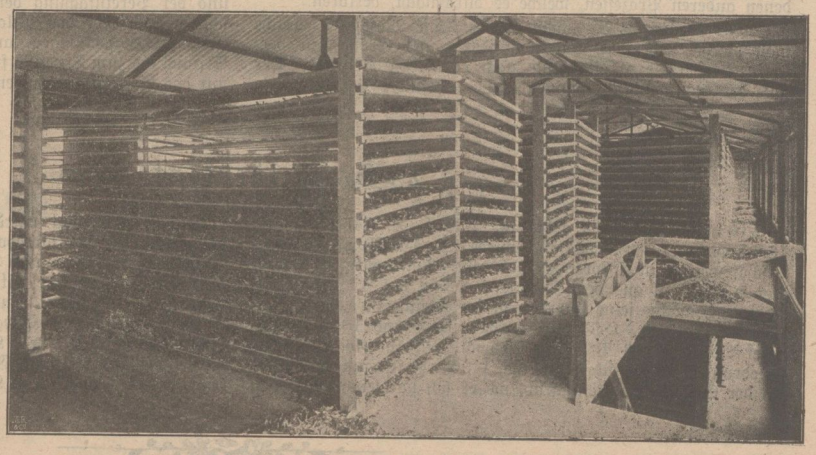
Die Mehrzahl der zum Pflücken verwandten indischen oder Tamil-Leute sind Frauen und Kinder, da diese im Pflücken geschickter sind als Männer. Das System des Theepflückens zeigt am besten die auf Seite 350 stehende Zeichnung eines kleinen Zweiges der Theepflanze. Man unterscheidet Feinpflückung, Mittelpflückung und Rohpflückung. Wenn wir die Blattknospe a nennen, das erste eigentliche Blatt b und die nächsten Blätter c d e und f, werden wir leichter erklären können, was mit obigen Aus-



Theeplantage mit Faktorei.



Brücke über einen Gebirgsbach.



Stellagen, auf denen die frischgepflückten Blätter zum Welken ausgebreitet werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0009

drücken gemeint ist. Wie schon vorher bemerkt, können nur die jungen, saftigen Blätter in guten Thee verwandelt werden. Die Blattknospe ist sehr weich und zart und von den eigentlichen Blättern sind auch die ersten und zweiten sehr weich.

Die übrigen Blätter werden härter und steifer, je tiefer man geht, jedes ist nur wenig, aber doch bemerkbar zäher als das darüber befindliche Blatt. —

Beim Feinpflücken sammelt man nur die Blattknospe und die beiden Blätter b u. c, beim Mittelpflücken wird auch das Blatt d genommen, während beim Rohpflücken der Rest vom Zweige abgenommen wird, bisweilen unterhalb e oder gar bis unterhalb f. Je mehr Blätter man abpflückt, desto größer wird das Ergebnis per Hektar sein, aber die Qualität des Thees wird im Durchschnitt geringer.

Die Namen, womit man im Handel die verschiedenen Qualitäten bezeichnet, sind meistens chinesischen Ursprungs. Im allgemeinen bezeichnen sie eine Abstufung von dem feinsten und edelsten Produkt der jungen Blattknospe bis hinunter zu dem des harten Blattes.

Zwei- oder dreimal am Tage, sobald die Pflückkörbe voll sind, werden die gepflückten Blätter gewogen und nach der Faktorei gebracht.

Das Hauptgebäude einer Ceylon-Theeplantage ist die Faktorei, ein großes, leichtes, gut ventiliertes Gebäude von mehreren Stockwerken, ausgerüstet mit all den neuesten Maschinen, welche zur Herstellung von Thee erfunden worden sind.

Die Arbeit in einer Thee-Faktorei besteht darin, das Blatt welken zu lassen, zu rollen, zu fermentieren und zu röften.

Sobald die frischgepflückten Theeblätter nach der Faktorei kommen, werden sie nach dem oberen Stockwerk gebracht und dort zum Trocknen resp. Welken in dünnen Lagen auf Hürden aus Baumwollstoff ausgebreitet, damit das Blatt weich und biegsam wird und sich leicht zusammenrollen läßt.

Damit das Welken der Blätter gut vor sich geht, gebraucht das Blatt Licht, Wärme und eine trockene Atmosphäre. Bei schönem, warmem, klarem Wetter wird es ohne künstliche Mittel innerhalb 15—20 Stunden genügend gewelkt sein, aber an feuchten und trüben Tagen muß man künstlich erzeugte heiße Luft zu Hülfe nehmen . Das welke Blatt ballt sich, mit der Hand zusammengedrückt, in eine klebrige Masse ohne Krachen oder Brechen zusammen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß durch das Welken das grüne Blatt ungefähr ⅓ seines Gewichtes verliert und noch weitere ca. 40 Prozent gehen in den verschiedenen anderen Prozessen, welche es durchmacht, verloren.

Das Rollen ist die nächste Arbeit. Die Maschinen, welche man hierbei gebraucht, sind nach Form und Größe sehr verschieden, aber sie arbeiten alle nach demselben Prinzip. Der aus der Rollmaschine kommende Thee befindet sich in einem schwammigen Zustande und hält in Klumpen zusammen. Durch den Rollbrecher und den Sieber werden die Massen geteilt und sortiert. Der Thee gelangt alsdann sofort auf Gährtische, zu welchen die Luft überall freien Zutritt hat, und erwartet man jetzt den Eintritt der Gährung oder Oxidation. Bei warmer Witterung tritt dieser Zeitpunkt rascher ein als bei kälterer Temperatur, man kühlt daher, um einen normalen Verlauf zu erzielen, an heißen Tagen die Temperatur auf künstlichem Wege ab. Sorgfältige Beobachtung und große Erfahrung sind die Hauptbedingungen für den günstigen Verlauf dieses Prozesses und für die Erhaltung des feinen, charakteristischen Aromas. Je nach dem Saftgehalt der Blätter, der Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft und der Temperatur vergehen bis zum Beginn der Fermentation 2—6 Stunden.

Ist die Oxidation oder Gährung soweit vorgeschritten, daß die Blätter eine braungelbliche oder kupferähnliche Farbe annehmen, so werden dieselben einer größeren Hitze ausgesetzt, um den Prozeß zu unterbrechen und den Blättern alle Feuchtigkeit zu nehmen, — dieses ist das eigentliche Röften. In fast allen Faktoreien geschieht das Röften jetzt durch einen Strom trockener und stark erhitzter Luft. Der von den Gährtischen kommende Thee wird dünn auf Drahtkörbe gestreut, welche einer nach dem anderen in die Maschine hineingeschoben werden. Im Inneren der Maschine geht ein Strom heißer Luft durch diese Körbe und so werden die Theeblätter getrocknet und in Thee verwandelt. Die Temperatur in der Röftmaschine beträgt in der Regel ca. 85 Grad C. Das Röften ist beendet, wenn der Thee sich vollständig trocken anfühlt, eine gute schwarzbraune oder graue Farbe hat und so scharf geröstet ist, daß er beim leisesten Versuch zu biegen, bricht. —

Nach dem Röften wird der Thee gewogen und ergiebt dann in der Regel nur ca. ein Viertel des Gewichts der grünen Theeblätter.

Darauf wird der Thee gesiebt, und so nebensächlich dieser Vorgang gegenüber den vorher geschilderten Prozessen auch erscheinen mag, so ist derselbe doch von der größten Wichtigkeit. Von der beim Sieben verwandten Sorgfalt ist der Marktwert des Thees in nicht geringem Grade abhängig.

Ist eine genügende Quantität Thee hergestellt worden, so wird dieselbe zu einem größeren Haufen (eine jede Sorte für sich) zusammengelegt, gut durcheinandergemischt und nochmals einem Strom heißer Luft ausgesetzt, um die letzte Spur von Feuchtigkeit zu vertreiben.

Alsdann wird der Thee in Kisten, welche einen Bleieinsatz haben, verpackt. Der Bleimantel wird sorgfältig verlötet, um die Luft abzuschließen. Nachdem die Deckelbretter aufgenagelt sind, werden die Kisten mit Reifen versehen, mit dem Namen der Plantage, der Qualität und dem Nettogewichte des Thees gemärkt und dann nach Colombo gesandt, um von da aus den verschiedenen Marktplätzen der Welt zugeführt zu werden.

Man sieht hieraus, wie sehr die Einrichtungen der Theeproduktion und Theeherstellung in Ceylon der primitiven Handarbeit überlegen sind. Sämtliche, der Verbesserung des Thees und der Vereinfachung der Fabrikation dienenden neuen Maschinen sind von den Pflanzern angeschafft, sodaß man vom Ceylon-Thee jetzt sagen kann, er ist in seiner Herstellung vom Strauch bis zum Theetisch frei von jedem Prozeß, gegen den auch nur das Geringste einzuwenden wäre.

Bildertext.

General Hugo von Obernitz (Bild s. S. 345), der am 18. September verstorben ist, wurde am 16. April 1819 zu Bischofswerder in Ostpreußen geboren. Im Jahre 1836 trat er als Leutnant aus dem Kadettenkorps in das 4. Infanterie-Regiment, machte seine Karriere in der Adjutantur, ward 1853 zum Generalstabe, 1857 zur Garde versetzt und 1858 persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm (später Kaiser Friedrich). 1866 führte er die 1. Garde-Infanteriebrigade. In der Schlacht bei Königgrätz, wo er sich mit seinen Truppen rühmlichst hervorthat, wurde er schwer verwundet. 1867 wurde er preußischer Militärbevollmächtigter in Württemberg, 1868 Inspekteur der Jäger und Schützen und 1870, unter Ernennung zum Generalleutnant, mit dem Oberbefehl über die württembergische Felddivision beauftragt, die er während des ganzen deutsch-französischen Krieges führte. 1871 wurde er zum Generaladjutanten und Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf und 1879 zm General der Infanterie und Kommandeur des 14. (bayerischen) Korps ernannt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0010

Wer mich nicht tadelt ins Gesicht,
Macht mich in eig'ner Schätzung nicht geringer;
Verächtlich ist, wer als Verleumder spricht,
Doch noch verächtlicher der Hinterbringer.

Fürs Haus.

Denn der Verleumder schießt den gift'gen Pfeil
Unschädlich ab, weit hinter meinem Rücken:
Der Hinterbringer nimmt ihn auf in Eil'
Und kommt, ihn freundlich mir ins Herz zu drücken.

(Der Nachdruck unserer Originalartikel wird strafrechtlich verfolgt.)

Die Waise.

Schläfst du, mein Mütterlein?
Schläfst du noch lange?
Schon bricht die Nacht herein,
Mir ist so bange.
Bleich ist dein Angesicht,
Kalt zum Erschrecken,
Kann auch mein Küssen nicht,
Mutter, dich wecken?" —
Aber die Lippen sind
Stumm für das Kind.

„Einmal nur sieh' mich an,
Gieb mir den Segen,
Küsse mich, daß ich kann
Nieder mich legen.
Denn ich bin müd', wie du,
Und auch voll Kummer,
Suche Trost, suche Ruh',
Gleich dir, im Schlummer." —
Aber die Augen, blind,
Seh'n nicht das Kind.

„Weinend umschling ich dich
Mit meinen Armen,
Mutter, erhöre mich,
Hab' doch Erbarmen!
Willst du, wie Vater mein,
Wirklich auch sterben?
Lass' mich doch nicht allein,
Schutzlos, verderben!" —
Neben der Mutter find't
Ruhe das Kind.

Morgens, die Nachbarin
Hört nichts daneben,
Eilt zu der Stube hin,
Oeffnet mit Beben.
Blickt nach der hintern Wand,
Nähert sich leise,
Findet an Bettes Rand
Schlafend die Waise. —
Im toten Mutterarm
Atmet sie warm.

Max v. Ziegler.

Zu Tisch.

Die Liebe des Mannes geht durch den Magen.

Fischsuppe. Die Fischbrühe von frischen Süßwasserfischen, wie auch die kleinsten Ueberreste werden zu dieser Suppe verwendet. Man schwitzt etwa 60 Gramm Mehl in 70 Gramm Butter hellgelb und verrührt diese Einbrenne langsam mit der Fischbrühe, mit der man sie eine Stunde langsam kocht. Darauf schmeckt man die Suppe mit Pfeffer und Petersilie ab, kräftigt sie mit 10 Gramm Liebigs Fleischextrakt, thut junge, für sich gekochte Erbsen hinein und zuletzt die sauber geputzten Fischröstchen. Statt der Reste kann man auch geröstete Semmelwürfel zur Suppe geben.

Hamburger Bratwurst. Man nimmt ein Kilo mit etwas Fett durchsetztes Schweinefleisch und hackt es halbfein, dann giebt man für fünf Pfennig in Wasser aufgeweichte und gut ausgedrückte Semmel hinzu und mischt Fleisch und Semmel gut zusammen, würzt es mit Salz, Pfeffer und einigen Tropfen Zitronat, knetet es tüchtig durch, schmeckt ab, ob auch genügend Salz daran ist, und im Falle die Masse nicht geschmeidig genug ist, giebt man behutsam noch etwas Wasser daran. Eingespritzt wird die Fleischmasse in mit Salz abgeriebene Schweinsdärme.

Rebhühner mit Sauerkohl. Der Kohl wird mit heißem Wasser übergossen und mit Brühe von Rindfleisch und Schinkenabfälle langsam ein wenig Wasser weich gedämpft, und dann eingekocht. Die Hühner werden in Butter und ein wenig Wasser weich gedämpft, und dann in Viertel geschnitten. Die Sauce, die sich unter dem Kohl gesammelt hat, wird teilweise zu der Rebhühnersauce gegossen, jedoch muß soviel zurückbleiben, als der Kohl bedarf, um nachher saftig zu sein. Diese gemischte Sauce wird nun mit gelbem Schwitzmehl verkocht und unter den Kohl gemischt, die Rebhühner werden alsdann schichtweise mit dem Kohl auf einer Schüssel angerichtet, sodaß einige schöne Rebhühnerstücke als Garnitur dienen.

Kasseler Pudding. 500 Gramm altbackenes, geschältes oder abgeriebenes Weißbrot weicht man in Milch, drückt es fest aus und rührt es mit 60 Gr. Butter und 50 Gramm fein gerührtem Nierenfett zu steifem Teig über dem Feuer ab. Nachdem der Teig ausgekühlt ist, verrührt man ihn mit 8 Eigelb, 150 Gr. Zucker, 80 Gr. Rosinen, ebenso viel Korinthen, etwas abgeriebener Zitronenschale, Zitronensaft und vier Löffeln voll Rum, zieht den steifen Eiweißschnee durch die Masse, füllt sie in eine vorbereitete Form und kocht den Pudding im Wasserbade zwei Stunden. Man stürzt den Pudding und serviert ihn in einer Weinschaumsauce.

Probatum est!

Erst gedacht — dann gemacht.

Undurchdringliche Fußböden. Aus hygienischen Rücksichten hat man in französischen Krankenhäusern die Fußböden mit einer Lösung von Paraffin und Petroleum bestrichen, wodurch dieselben eine braune Färbung erhalten und für alles undurchdringlich werden. Ein einmaliger Anstrich soll für zwei Jahre reichen. So behandelte Fußböden können täglich mit einem feuchten Lappen, der in irgend eine antiseptische Lösung getaucht wurde, gewischt werden. Diese Einrichtung ist für Schulzimmer, Krankenhäuser, sowie für Privathäuser von größter Bedeutung.

Alte Oelfarbe und Lackanstriche zu entfernen. Um alte Oelfarben- oder Lackanstriche, die selbst der stärksten Lauge widerstehen, zu entfernen, giebt es kein besseres Mittel, als eine Mischung von einem Teil Terpentinöl mit zwei Teilen Salmiakgeist. Die beiden Flüssigkeiten werden in einer Flasche so lange geschüttelt, bis sie sich milchartig verbinden. Die so entstandene Beize bringt man mittelst etwas Werg auf den Anstrich, der sich sodann nach einigen Minuten leicht wegwischen läßt.

Ein sehr brauchbares Schuhmacherwachs erhält man aus 3 Teilen Paraffin, 1 Teil gelbem Wachs, welches man zusammenschmilzt und durch Zusatz von Lampen- oder Kienruß schwärzt.

Beim Lackieren auf Leimgrund werden die Arbeiten zuerst mit feinem Glaspapier geschliffen und dann mit dünner Politur getränkt; man kann dieselben aber auch gleich mit Politur, Leinöl und Bimsstein schleifen und dann mit Spirituslack mittelst eines Wattebausches überstreichen; besser ist es, die Arbeiten nach dem Politurschleifen etwas trocknen zu lassen. Die bisher versuchten anderen Verfahren haben sich noch keineswegs in der Praxis bewährt.

Vorschrift zur Herstellung von Lederwichse für gelbe Schuhe. Erstens 200 Gr. gelbes Wachs und 800 Gr. gelbe Vaseline werden bei mäßiger Wärme miteinander verschmolzen. — Zweitens: Gelbes Wachs 120 Gr. werden mit 15 Gr. Pottasche, 7,5 Gr. gelber Seife und 360 Gr. Wasser so lange gekocht, bis eine gleichmäßige Milch entstanden ist, die man vom Feuer nimmt, mit 240 Gr. Terpentinöl und einer Lösung von ¼ Gr. Phosphine in 15 Ccm. Sprit versetzt und durch Wasserzusatz auf 700 Ccm. (gleich 0,7 Liter) bringt.

Statt des gewöhnlichen Glaserkitts aus Leinölfirniß und Kreide wird ein guter Kitt aus folgendem Material hergestellt: 7 Teile Leinöl werden zwei Stunden mit 4 Teilen Umbra gekocht (Acht geben aufs Uebergehen des Oel), dann setzt man ein Zehntel Teil geschmolzenes Wachs zu und rührt 5½ Teile gemahlene Kreide und 11 Teile Bleiweiß bei.

Einen schwarzen Ueberzug auf Messing, wie ihn die Optiker vielfach für Glasumfassungen benötigen, erhält man, wenn der Gegenstand an einem Draht über einer Lampe bis zum Bräunlichwerden erhitzt wird und schnell in Salpetersäure, in welcher ein wenig 12lötiges Silber aufgelöst wurde, getaucht und ebenso schnell wieder herausgenommen wird. Man trocknet hierauf und erhitzt, bis der Ueberzug tiefschwarz geworden ist, worauf der Gegenstand mit einem Leinöllappen abgerieben wird.

Kleister zum Dütenkleben. Weizenstärke wird mit etwas kaltem Wasser dick angerührt, bis sie vollständig fein ist und keine Klümpchen bildet; daran gießt man etwas siedendes Wasser und rührt dabei gut um. Man kann auch den Kleister unter stetem Umrühren leicht kochen lassen. Dann verreibt man in einem anderen Gefäße 2—5 Gewichtsprozente dicken Terpentin mit etwas Kleister zu einer Emulsion und rührt diese in den Kleister ein.

Zur Verbindung von Gummidichtungsringen mit Messingteilen wird folgender Kitt als brauchbar empfohlen: 7 Teile Kolophonium werden geschmolzen und unter stärkerem Erhitzen 10 Teile, in kleine Stücke zerschnittener Kautschuk eingerührt. Nachdem sich letzterer mit dem Harz vereinigt hat, giebt man noch 3 Teile dicken Terpentin hinein, nimmt die Mischung vom Feuer und setzt 30 Teile heißes Terpentinöl hinzu. Beim Verkitten wird das Metall überzogen und der Dichtungsring gepreßt.

Die Farben weißer Thüren und Fenster bestehen aus Leinöl, Firniß und Bleiweiß. Durch Reinigen mit Kali, Pottaschenlauge, oder warmem Seifenwasser werden sie rauh und verlieren den Glanz. Man reinige, um dieses zu verhüten, mit 1 Teil Salmiakgeist und 12 Teilen Wasser.

Hausarzt.

Kleine Mittel — große Wirkung.

Gegen übelriechenden Atem. Es giebt drei Ursachen dieses Uebels: hohle Zähne, kranker Magen oder krankhafte Absonderung in der Luftröhre. Ist ein hohler Zahn die Ursache, so ist das allgemeine Reinigen des Mundes zwar hilfreich, mehr aber noch das gründliche Reinigen der verdorbenen Zahnhöhle selbst. Am besten ist hier freilich das Ausziehen des Zahnes. Als gutes Mundwasser ist anzuempfehlen: Chlorkalk wird in reinem Wasser aufgelöst und mit reinem Branntwein vermischt. Davon gieße man einen Theelöffel voll in ein Glas Wasser und gebrauche solches als Mund- und Gurgelwasser jeden Morgen und Abend. Entsteht der üble Geruch aus einem verdorbenen Magen, so gebe man zuerst ein leichtes Abführmittel, hernach bittere Magentropfen, wobei der Patient eine strenge Diät halten und alle schwer zu verdauenden Nahrungsmittel vermeiden muß. Gegen üblen Atem, der von krankhafter Sekretion in der Luftröhre abhängt, und mit übelriechenden Fußschweißen Aehnlichkeit hat, ist Inhalation anzuraten.

Gegen chronische Augenbindehaut-Entzündung haben sich Apfelweindämpfe bewährt. Man soll zwinkernd die fast geschlossenen Augen über ein Gefäß mit kochendem Apfelwein halten und zwar 1—2 Minuten täglich. So heilte einmal eine derartige Entzündung, welche jahrelangem Eingreifen der Spezialärzte getrotzt hatte, binnen 2 Wochen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0011

Vexier-Bild.

Der kleine Klaus und die Wunder. In einer Schule in der Nähe von Nyborg sprach ein Lehrer neulich über die Wunder. Nach einem gewiß sehr beredten Vortrage wendet er sich an einen der Schüler, namens Klaus. — „Sage mal, lieber Klaus, wenn nun ein Mann von einem hohen Turm herabstürzte, ohne Schaden zu nehmen, was würdest du das heißen?" — „Einen Zufall," antwortete Klaus. — „Ja, aber," wiederholte der Lehrer, „wenn er nun noch einmal herabstürzte, ohne zu Schaden zu kommen, was würdest du das nennen?" — „Daß er vom Glück begünstigt sei." — Dem Lehrer war es aber noch nicht genug, er fragte noch einmal: „Nehmen wir an, Klaus, daß er zum dritten Male abstürzte, was wäre man dann genötigt zu sagen, was dies wäre?" — Klaus war sofort mit der Antwort zur Hand: „Das ist die Uebung, Herr Lehrer!" — Dann fragte der Lehrer nicht weiter.

Ein edler Gegner. „Sagen Sie mal, hat nicht Graf Blödheim gesagt, wenn er Herrn von Laudin trifft, schießt er ihn tot?" — „Allerdings, ich habe es auch gehört!" — „Nun hat sich Herr von Laudin ihm im Duell gestellt, und er hat vorbeigeschossen. Wie erklären Sie sich das?" — „Ja, er hat gesagt: Wenn er ihn trifft — — er hat ihn aber nicht getroffen!"

Die treuen Helfer. „Also du hoffst, daß dein Bräutigam jetzt beim dritten Mal sein Examen bestehen wird?" — „Ja, ich hoffe, seine Gläubiger haben der Prüfungskommission eine Petition eingereicht."

Ein teurer Schwiegersohn. „Aus alledem, Herr Leutnant, entnehme ich, daß Sie mein Schwiegersohn werden wollen." — Leutnant: „Warum nicht, wenn Sie sich das leisten können?"

Die Anfangsgründe. Neu eingetretener Lehrling: „Bitt' schön, mit was soll ich meine Arbeit anfangen?" — Kaufmann: „Fang' halt daweil a paar Fliegen, bring sie um und leg' sie auf das Fliegen vertilgende Papier in der Auslag'."

Anstrengender Dienst. „Sagen Sie, Herr Müller, woher mag es wohl kommen, daß der Herr Stadtrat Hamster noch ganz schwarzes Kopfhaar und schon einen weißen Backenbart hat?" — „Weil der Rat bei weitem mehr mit den Backen gearbeitet hat, als mit dem Kopf."

Erfülltes Sprichwort. A.: „Hier, lieber Freund, meine Frau und meine sechs Kinder, meine sechs Töchter." — B.: „Was, lauter Mädels?" — A.: „Ja, was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle."

Richtige Betrachtung. A.: „Ich habe mir heute drei Kronen ausleihen müssen." — B.: „Dann hab' ich ja noch mehr als du." — A.: „So, ich denke, du hast nur zehn Kreuzer?" — B.: „Allerdings, aber das sind doch meine zehn Kreuzer, während du drei Kronen Schulden hast!"

Mißverständnis. A.: „Was wird denn heute im Theater gespielt?" — B.: „Die Oper „Mignon"! — A.: „Das hab' ich mein Lebtag noch nicht gewußt, daß es eine plattdeutsche Oper namens „Min Jong" giebt!"

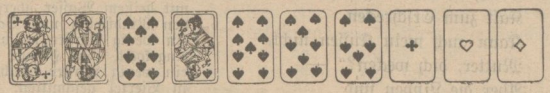
Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben, A Aß, K König, D Dame oder Ober, B Bube, Wenzel.)

Mittelhand verliert b-Solo (Grün, Pique) auf folgende Karte, obwohl die Gegentrümpfe nicht in einer Hand sitzen. Auch Grand würde verloren gehen, unter Umständen sogar mit Schneider.

Deutsch.

Französisch.



Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

Rätsel.

Willst du die erste Silbe kalt behandeln,
Bleibt hart und starr sie, die als weich bekannt;
Doch wird der Starrsinn sich in Milde wandeln,
Begegnet ihr der warme Druck der Hand.
Sie nährt des Ganzen dünnen Lebensfaden,
Sie nährt ihn, ach, zu ihrem eignen Schaden,
Und stirbt der Hinduwitwe grausen Tod.

Dem müden Greis auf schwanken, schwachen Füßen
Trägt still die Zweite ihre Freundschaft an;
Doch, wehe, soll ein junger Frevler büßen,
Wie furchtbar droht, wie höhnisch pfeift sie dann!
Du siehst auf ihr oft goldne Kuppeln glänzen,
Bald schmückt sie sich mit duft'gen Rosenkränzen,
Bald mit der Rebe schöngelocktem Grün.

Rechenaufgabe.

Man soll in ein sechzehnfeldriges Quadrat die Zahlen von 1 bis 16 so auf den Feldern verteilen, daß, wenn man die Zahlen addiert, welche an den vier Feldern derselben senkrechten, wagerechten Reihen, ebenso auf den Feldern der beiden Diagonalreihen stehen, die Summe stets 31 betrage.

Rätsel.

Mein Körper ist von Kreuz und Sternchen voll,
Doch weiß ich nicht so viel von guten Tagen,
Als meistens wohl die Herren,
Die Kreuz und Sterne tragen.
Man schafft mich blos, damit ich leiden soll,
Doch dünkt mich nie mein Schicksal bitter.
Ich bin so redlich und so echt,
Wie einst der alte deutsche Ritter,
Der Damen Knecht.
Ich lasse mich zerstechen und zerritzen,
Um sie vor Wunden zu beschützen.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Schachaufgabe.

1. S d 7 — b 6 1 Beliebig.
2. D oder S matt.

Rechenaufgabe.

Die 32 Mann, 16 Weiße und 16 Neger, wurden in folgender Ordnung in eine Reihe gestellt:

2 Weiße, 1 Neger, 4 Weiße, 1 Neger, 1 Weißer, 4 Neger, 1 Weißer, 2 Neger, 2 Weiße, 2 Neger, 2 Weiße, 1 Neger, 3 Weiße, 5 Neger, 1 Weißer.

Rätsel.

Kaffee, Milch und Zucker.

Füllrätsel. Zukommen, zu kommen.

Rätsel. Schatten.

(Der Nachdruck unserer Original-Aufgaben ist verboten.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei. Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler. Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1.05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1.20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1.45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 88. | Nebra, Sonnabend, 2. November 1901. | 14. Jahrgang.

Die Deutschen und die Boeren.

In den letzten Tagen hat man erfahren, daß die lebhafte Anteilnahme mit dem Geschick der Boeren bis in die kaiserliche Familie reicht, daß auch dort von den Tagesneuigkeiten am meisten die Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatze interessieren. Es wird noch ein kleines Begebnis aus den ersten Zeiten des Krieges berichtet, das die Mitteilung des Kaisers, seine Frau könne die Meldungen über die Siege der Boeren kaum erwarten, nur bestätigt. Es war nach Cronjes Gefangennahme. Lord Roberts drang unaufhaltsam vor, und die Sache der Boeren schien verloren. Um diese Zeit sollte eine Kolonne freiwilliger Krankenpfleger Berlin verlassen und sich nach dem Kriegsschauplatz begeben. Vor ihrer Abreise wurden die Krankenpfleger im Schlosse der Kaiserin vorgestellt. Während der Unterhaltung mit den Samaritern berührte die hohe Frau auch die Kriegslage. „Die armen Boeren," sagte die Kaiserin; „es ist ihnen in der letzten Zeit recht schlecht ergangen. Aber vorhin sind Depeschen eingetroffen, danach scheint ihre Lage sich wieder etwas besser zu gestalten." — In der That brachten die Blätter Telegramme, die einige von den Boeren errungene Vorteile meldeten. Die mit dem Roten Kreuz geschmückten Männer aber wußten, als sie das Königsschloß verließen, welcher der beiden kämpfenden Parteien die Sympathien der deutschen Kaiserin galten. Die amtlichen politischen Kreise haben im Gegensatz dazu stets Sorge getragen, daß man ihre Sympathien eher auf englischer Seite [illegible] Chamberlainsche Rede hierin erfreulicherweise eine gewisse Wendung hervorgerufen zu haben. Ein Berliner Blatt brachte die auffallende Mitteilung, daß man von einer Vorstellung in London abgesehen habe, weil Lord Salisbury es bei früheren Gelegenheiten abgelehnt habe, für außerparlamentarische Minister-Reden einzutreten, diese danach also den Wert von Privatmeinungen hätten. Leider wird nicht verraten, bei welcher Gelegenheit diese Antwort erfolgt ist; vielleicht als Herr Chamberlain nach dem Besuch unseres Kaisers von einem „Bündnis der germanischen Nationen" gesprochen hatte? Die obige Mitteilung gewinnt an Bedeutung dadurch, daß die aus ihr sprechende Verstimmung auch sonst in Blättern zum Ausdruck kommt, die mit der Leitung unserer auswärtigen Politik in Fühlung stehen. So bringt die amtliche ‚Karlsruher Ztg.', die bisher in der Beurteilung des südafrikanischen Krieges im allgemeinen den kühlen Standpunkt der Reichspolitik vertreten hat, an leitender Stelle folgende Auslassung:

„Daß Chamberlain den unseligen Krieg bis zur Verblutung fortführen will, kann nicht überraschen, und man wird zugeben müssen, daß die Ehre der englischen Armee in Südafrika zu stark engagiert ist, als daß sich die gegenwärtige englische Regierung zum Aufgeben der Offensive entschließen könnte. Unbegreiflich aber bleibt, wie Chamberlain glaubt es verantworten zu können, die Kämpfe von 1870 und die deutsche Notwehr gegen Franktireurs mit Thaten in Parallele zu setzen, die — durchaus glaubwürdigen Berichten zufolge — von englischen Soldaten in Südafrika gegen wehrlose Weiber und Kinder, und nicht etwa nur vereinzelt, verübt worden sind. Es ist wiederholt von dem verantwortlichen Leiter der der deutschen Reichsangelegenheiten unter Zustimmung seitens des Reichstags dargelegt worden, welche Gründe uns, trotz des lebhaftesten Mitgefühls mit dem Schicksal des kleinen Boerenvolkes, zwingend veranlassen, die dem Deutschen Reiche, insbesondere auf dem Wege über Paris, zugemutete Vermittlerrolle abzulehnen; wir haben peinliche Neutralität gewahrt. Auf welcher Seite in diesem Kriege die Sympathien des deutschen Volkes, trotz aller berechtigten Staatsraison, sich befinden und wo sie sich nicht befinden, dürfte in England doch wohl nicht ganz unbekannt sein. Wenn Herr Chamberlain glaubt, durch eine Verzerrung der Ereignisse während des deutsch-französischen Krieges und auf Kosten der Menschlichkeit und Manneszucht deutscher Krieger eine Irreführung der englischen öffentlichen Meinung herbeiführen zu sollen, so ist das seine und des englischen Volkes Sache. Nur wird man sich jenseits des Kanals nicht wundern dürfen, wenn das Echo, das Herrn Chamberlains Anschuldigungen in der deutschen Presse aller Parteien erwecken werden, den Engländern nicht allzu angenehm in die Ohren klingen wird!

Die ‚Berliner Neuest. Nachr.', die sich ja auch über die Stimmungen im Berliner Auswärtigen Amte zu unterrichten pflegen, bemerken: „Chamberlain sucht vielleicht durch Brüskierung Deutschlands Ausweg aus südafrikanischer Klemme. Deutschland wird ihm diesen Gefallen nicht thun, aber England wird sich eines Tages über das Defizit in seinem deutschen Guthaben nicht wundern dürfen."

Die Verluste der Boeren im südafrikanischen Kriege.

(Hierzu obenstehende Tabelle.)

Die amtliche englische Statistik hat unumwunden zugestanden, daß die Gesamtzahl der englischen Verluste bis zum 30. September d. 75 562 Mann betrug, von denen vor dem Feind insgesamt 4757 ihr Leben ließen, während 13 138 an ihren Wunden oder an Krankheiten starben. Gefangen wurden insgesamt 9939 Mann und 47 628 Invaliden in die Heimat zurückgeschickt. Demgegenüber haben die Boeren, soweit sich dies auf Grund eines zwischen den Schätzungen auf Boerenseite und den englischen Berichten angestellten Vergleiche feststellen läßt, an Toten vor dem Feinde nur etwas über 3800 Mann verloren. Zu bemerken ist zu dieser Zahl, daß in dieselbe diejenigen nicht mit aufgenommen sind, welche an Krankheiten gestorben sind. Der Prozentsatz dieser Kranken betrug für die Zeit, aus der noch amtliche Boerenberichte vorlagen, 30 Prozent der Gefallenen. Da mit der Einnahme von Bloemfontein alle irgendwie unsicheren Elemente, namentlich die schwächlichen Leute, die Boerenfahnen verließen, ist kaum anzunehmen, daß der Prozentsatz sich erhöht haben sollte, und zwar um so weniger, als die Bildung größerer Kontingente, in denen ansteckende Krankheiten sich leichter entwickeln können, von jenem Zeitpunkt ab vermieden wurde. Wir würden also einen Höchstabgang von 4500 bis 4600 Mann an Toten haben. In Gefangenschaft befanden sich am 30. September 23 025 Mann. Die Zahl der Surrenders in den Flüchtlingslagern betrug 107 016, davon waren 16 951 Männer, 37 694 Frauen und 52 371 Kinder. Rechnen wir von den Männern noch etwa die Hälfte für dienstfähig, so erhalten wir unter Einrechnung der etwa 4000 Mann, die auf portugiesisches Gebiet übergegangen sind, eine Gesamtschwächung der Boerenarmee um rund 40 000 Mann. Da die Armee der Boeren zur Zeit ihrer größten Stärke 54 800 Mann zählte, könnte sie demnach jetzt immer noch etwa 14 000 Mann betragen, eine Zahl, die auch den Thatsachen zu entsprechen scheint. Die Afrikander aus der Kapkolonie, welche jetzt die Reihen der Boeren verstärken, sind hierbei garnicht berücksichtigt. Während demgemäß die Engländer an Toten 5 Prozent, an Gefangenen 2,8 Prozent, an Invaliden rund 14 Prozent, an Verwundeten rund 6 Prozent verloren, also eine Gesamtschwächung der Armee von weit über den vierten Teil hatten, verloren die Boeren an Toten 8 Prozent, an Gefangenen fast 50 Prozent, insgesamt also 77 Prozent.

In den Prozentsätzen erscheinen die Verluste der Boeren höher als die der Engländer. Man bedenke aber, daß die englische Armee rund 350 000 Mann, die der Boeren aber nur 54 800 Mann zählte. Jeder Verlust muß für die Boeren also fast den siebenfachen Wert der englischen Verluste haben. Wenn wir uns an diesen Gesichtspunkt halten, gewinnt sofort die Sachlage ein anderes Aussehen. Außerdem geben uns die Verlustzahlen beider Teile für das letzte Jahr schon die Gewißheit, daß es für die Boeren nicht schlecht steht, denn seit dem 31. Dezember verloren sie nur etwa 800 Tote und 3800 Gefangene, während die Engländer an Toten allein über 10 000 und an Gefangenen auch noch über 2000 verloren, also eine Einbuße erlitten, die fast dreimal so groß war als die der Boeren.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Kaiser ist Dienstag abend wieder auf der Wildparkstation eingetroffen und begab sich von da nach dem Neuen Palais.

* Eine Unmenge unbeglaubigter und schwer kontrollierbarer Gerüchte über die innere Politik bilden jetzt die Tageskost der Presse. Daß Graf Bülow in Bälde durch einen anderen Staatsmann ersetzt werden würde, knüpft an die Reise des ersteren nach Liebenwalde an. Es braucht kaum versichert zu werden, daß nicht das geringste Anzeichen für die Amtsmüdigkeit des Reichskanzlers vorliegt. Wie von glaubwürdiger Seite versichert wird, steht Graf Bülow die innere Lage keineswegs als derart unsicher an, wie sie von verschiedenen Seiten dargestellt wird. Er wolle ernstlich eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Schutzzölle, ebenso aber auch eine Erneuerung der Handelsverträge und hege die Zuversicht, beides zusammen erreichen zu können. Allerdings strebe er „bessere" Handelsverträge an, als die gegenwärtig geltenden, und eine einfache Erneuerung dieser liege nicht in seinen Absichten. Ob indes Graf Bülow an den Entschlusse, die direkte Erneuerung der bisherigen Handelsverträge abzulehnen, auch dann festhalten wird, wenn der Zolltarif im Reichstage, wie so vielfach und nicht ohne Grund angenommen wird, nicht zu stande kommt, erscheint doch sehr zweifelhaft.

* Der ‚Polit. Korr.' wird gegenüber der Behauptung, die russische Regierung sei nunmehr geneigt, der Angliederung Kretas an Griechenland zuzustimmen, aus Petersburg von unständiger Seite mitgeteilt, diese Frage befinde sich gegenwärtig überhaupt nicht auf dem Tapet, es handele sich vielmehr jetzt nur um Regelung von Einzelheiten in der selbständigen Verwaltung der Insel.

* Eine Erhöhung der Matrikularbeiträge soll möglichst vermieden werden. Zwischen dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes und den beteiligten Ressortchefs findet in den nächsten Tagen eine Konferenz statt, in der darüber beraten werden soll, wie das ermöglicht werden könne. Auf allen Gebieten soll denkbar viel gespart werden.

* Die Zahl der Mitglieder des Kolonialrats ist auf 40 erhöht worden.

* Die Verlegung des 3. Seebataillons nach Danzig wird von den Reichsmarinebehörden erwogen.

Oesterreich-Ungarn.

* Kaiser Franz Joseph empfing in Budapest am Dienstag vormittag den Großfürsten Michael Nikolajewitsch in längerer Privataudienz. Später gab der Großfürst bei dem Erzherzog Joseph, dem Ministerpräsidenten v. Szell und dem Korpskommandanten Fürsten Lobkowitz seine Karte ab. Der ‚Pester Lloyd' feiert den Besuch des Großfürsten als einen neuen Beweis der guten Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn.

Frankreich.

* Die französische Republik hat seit einem Jahrzehnt darauf verzichtet, die Nationalschuld zu vergrößern. Die wechselnden Finanzminister haben das Glück gehabt, mit anbauernden Ueberschüssen zu wirtschaften, und dieser Umstand hat bisher gestattet, daß Frankreich Anleihen nicht zu machen brauchte und seine Ersparnisse dem verbündeten Rußland zur Verfügung stellen durfte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219011102-18/fragment/page=0013